

YOUNG ACADEMICS

by Nomos

Annalena Schellenberg

Mutterschaft im Hilfekontext

Aushandlung von Autonomie
in stationären Mutter-Kind-Einrichtungen

YOUNG ACADEMICS

by Nomos

Frühe Hilfen und Kinderschutz | 8

Herausgegeben von
Prof. Dr. Tim Wersig,
Prof. Dr. Regina Rätz
und M. A. Lucia Druba



Netzwerk QE-WiPrax
des **Masterstudiengangs**
Dialogische Qualitätsentwicklung in den
Frühen Hilfen und im Kinderschutz
der **ASH Berlin**

Annalena Schellenberg

Mutterschaft im Hilfekontext

**Aushandlung von Autonomie
in stationären Mutter-Kind-Einrichtungen**

Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Tim Wersig und
Prof. Dr. Regina Rätz und Lucia Druba, M. A.

Tectum Verlag



Onlineversion
Inlibra

Annalena Schellenberg
Mutterschaft im Hilfefkontext
Aushandlung von Autonomie in stationären Mutter-Kind-Einrichtungen

1. Auflage 2026

© Annalena Schellenberg
ISBN 978-3-68900-771-3
ePDF 978-3-68900-772-0

ISSN: 2942-2647

Young Academics by Nomos: Frühe Hilfen und Kinderschutz; Bd. 8

DOI: <https://doi.org/10.5771/9783689007720>

Gesamtherstellung:
Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Waldseestraße 3–5 | 76530 Baden-Baden

Alle Rechte vorbehalten

Besuchen Sie uns im Internet
www.tectum-verlag.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung
– Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz.

Vorwort

Sollte das Wohl eines Kindes gefährdet und ambulante Hilfen nicht ausreichend sein, kann die gemeinsame Unterbringung von Mutter, Vater und Kind in einer Mutter-Vater-Kind-Einrichtung nach § 19 SGB VIII die geeignete und notwendige Hilfe sein. Die Hilfeform richtet sich dabei auch an junge und minderjährige Mütter und Väter, die bei der Pflege und Erziehung ihres Kindes und zugleich in ihrer eigenen Persönlichkeitsentwicklung Unterstützung benötigen. Sie können sich damit in einer doppelten Position befinden: als Eltern ihrer Kinder und zugleich als junge Menschen mit entsprechenden eigenen Entwicklungs- und Schutzbedarfen. Der Einzug in eine solche Einrichtung stellt häufig keine selbstbestimmte Entscheidung der Familie dar. Vielmehr begründet sich dieser aus einer fachlichen Perspektive zur Abwendung einer vermuteten oder bestehenden Kindeswohlgefährdung. Der Einrichtungsalltag ist beispielsweise von einer Betreuung rund um die Uhr, von festen Besuchs- und Ausgehzeiten sowie Haushaltspflichten als Wochen- und Hilfeplanziele geprägt. Die Entscheidungsspielräume der Eltern und Kinder sind insofern wesentlich eingeschränkt, was auch mit einem Doppel-Auftrag der Fachkräfte einhergeht. Dieser ist u.a. davon gekennzeichnet, die Entwicklung und Teilhabe der Kinder zu fördern sowie damit einhergehend Lern-, Entwicklungs- und Veränderungsprozesse der Eltern anzuregen sowie gleichzeitig den Kinderschutz zu gewährleisten. Das unauflösbare Spannungsverhältnis von Hilfe und Kontrolle zeigt sich hier besonders deutlich.

In der Forschung findet die Sichtweise der Mütter, die den weit überwiegenden Teil der in Mutter-Vater-Kind-Einrichtungen betreuten Eltern ausmachen, selbst bisher wenig Beachtung. Häufiger steht vor allem die Problemdefinition des Jugendamts im Vordergrund, deren Annahme für die Familien vor dem Hintergrund möglicher Inobhutnahmen und familiengerichtlicher Maßnahmen in der Regel mit erheblichem Druck verbunden ist.

Genau an dieser Stelle setzt die vorliegende Arbeit an, in der Annalena Schellenberg passend konstatiert, dass der Problemsicht der Familien häufig nicht genügend Raum gegeben wird, obgleich Problemkongruenz als zentrale Bedingung gelingender Hilfen gilt. Dabei wird der Blick auf die Selbstdeutungen, Sinnkonstruktionen und Handlungsstrategien der Mütter als Akteur:innen gelegt. Demnach folgt die Arbeit einem Verständnis von Mutterschaft als Herstellungsleistung, welche u. a. mit einem Verlust von Autonomie einhergehen kann und in den Hilfekontexten unter besonderen Bedingungen erbracht werden muss. Forschungsbezogen werden biografisch-narrative Interviews mit Müttern geführt, wobei sich die Fragestellung fokussierend darauf richtet, wie in Mutter-Kind-Einrichtungen lebende Frauen ihre Mutterschaft im Hilfekontext gestalten.

Durch die Rekonstruktion dreier Lebensgeschichten, eine anschließend entwickelte Typologie und ein darauf aufbauendes Theoriemodell zur Dynamik von Autonomiebeschränkungen gelingt ein hervorragender Theorie-Praxis-Transfer mit einer fundierten Hinzunahme von subjekt-, lebenswelt- und biografietheoretischen Perspektiven. Die drei herausgestellten Typen „Mutterschaft zeigen im Ringen um Deutungshoheit und Anerkennung“, „Mutterschaft beweisen im Vermeiden von Auffälligkeiten“ sowie „Mutterschaft lernen durch Kooperation in Form von Unterwerfung“, zeigen eindrucksvoll, wie unterschiedlich die interviewten Mütter den Hilfekontexten begegnen. Fallübergreifend erweist sich die Aushandlung von Autonomie und damit verbundene Be- und Einschränkungen in einem heteronom geprägten Setting als zentral. Entsprechend ihres biografischen Erlebens werden darüber hinaus Betreuungskonflikte, Problemwahrnehmungsdivergenzen und

Alltagsschwierigkeiten mehr oder weniger aktiv ausgehandelt und es wird damit umgegangen oder diese werden hingenommen.

Als besonders herauszustellen sind die Schlussfolgerungen der vorliegenden Studie, wobei an erster Stelle notwendige und temporäre Autonomieeinschränkungen selbst zum Thema einer Hilfe gemacht werden sollten. Zugleich zeigt sich die Betrachtung der fallbezogenen Problemkongruenz nicht nur dienlich für den Gefährdungseinschätzungsprozess, sondern ermöglicht auch die Akzeptanz von notwendigen und temporären Autonomieeinschränkungen durch die Mütter. Eine Unterwerfung der Mütter kann demnach weder vorausgesetzt noch fachlich angestrebt werden und stellt ohnehin kein rechtlich legitimes Mittel der Hilfe dar. Vielmehr gilt es entsprechende Hilfekontexte neu zu denken. Die Arbeit argumentiert dahingehend für einen machtsensiblen und transparenten Umgang mit gegebenen Deutungshoheiten. Ebenso zeigt die Arbeit das hohe Potenzial narrativer Methoden, welche Zugänge zum Fall- und Selbstverstehen eröffnen sowie biografisch gewachsene Handlungsmuster sowie Alltagsbedürfnisse der Mütter erkennbar machen. Mutter-Vater-Kind-Einrichtungen sollten demnach als Orte der Autonomieentfaltung weiterentwickelt werden, um, Annalena Schellenberg folgend, Kinder mit statt vor ihren Eltern schützen zu können.

Wir wünschen eine aufschluss- und ideenreiche Lektüre.

Berlin, im September 2026

Prof. Dr. Tim Wersig
Prof. Dr. Regina Rätz
Lucia Druba, M. A.

Abstract

Das Leben in einer Mutter-Kind-Einrichtung ist oftmals keine selbstbestimmte Entscheidung, sondern durch eine vermutete oder bestehende Kindeswohlgefährdung aus Fachkraftperspektive begründet und geht mit erheblichen Autonomieeinschränkungen für die betroffenen Mütter einher. Der Hilfekontext strukturiert mit festen Mahl-, Besuchs- und Ausgehzeiten, einer vorbestimmten Aufgabenverteilung im Haushalt, Wochen- und Hilfeplanzielen sowie einer Rund-um-die-Uhr-Betreuung den Alltag. Mit dem Fokus auf die Selbstdeutungen, Sinnkonstruktionen und Handlungsstrategien der Mütter als Akteurinnen beleuchtet diese Masterarbeit, wie in einer Mutter-Kind-Einrichtung lebende Mütter ihre Mutterschaft im Hilfekontext gestalten. Als Zugang wurde die Methode des biographisch-narrativen Interviews gewählt. Im Zuge der Typisierung wird deutlich, wie unterschiedlich die jeweiligen Repräsentantinnen auf ihre Mutterschaft, den Hilfekontext sowie seine Akteur:innen blicken und welche jeweils eigenen Handlungsstrategien sie dabei verfolgen. Fallübergreifend zeigt sich die Aushandlung von *Autonomie(-einschränkungen)* in einem heteronom geprägten Setting als das handlungsbestimmende Thema aller Mütter. Bei der fallübergreifenden theoretischen Diskussion offenbart sich als gebündeltes zentrales Ergebnis: Mütter gestalten ihre Mutterschaft im Hilfekontext, indem sie entsprechend ihrer biographischen Erfahrungen und Handlungsmuster mehr oder minder aktiv Betreuungskonflikte, Problemwahrnehmungsdivergenzen, Alltagsschwierigkeiten und Autonomieeinschränkungen aushandeln, umgehen oder hinnehmen. Mittels eines Theoriemodells

wird die besondere Dynamik von Autonomieeinschränkungen im Hilfef Kontext beleuchtet. Abschließend werden konkrete Implikationen für die Praxis abgeleitet hinsichtlich Autonomieeinschränkungen, Problemkongruenz, Fall- und Selbstverstehen sowie Autonomieentfaltung. Mit ihren Erkenntnissen soll diese Arbeit zur Autonomiesensibilisierung im Themenfeld Mutterschaft im Hilfef Kontext beitragen.

Schlüsselwörter:

Mutter-Kind-Einrichtung | Mutterschaft | Gestaltung |
Biographieforschung | Problemkongruenz | Autonomie

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Forschungsstand	5
3. Begriffsklärung	9
3.1. Problemwahrnehmung	9
3.2. Mutterschaft	10
3.3. Hilfesystem und Hilfekontext	12
3.4. Mutter-Kind-Einrichtung	13
4. Theoretischer Rahmen	15
4.1. Subjekttheorie nach Winkler	15
4.2. Lebensweltorientierung nach Thiersch	17
4.3. Biographieforschung nach Rosenthal	20
4.4. Subjekt, Lebenswelt und Biographie	21
5. Zwischenfazit	23
6. Forschungsdesign	25
6.1. Erkenntnisinteresse, Fragestellung und Forschungsziel	25
6.2. Methodologische Rahmung	26

6.3. Erhebungsverlauf	27
6.3.1. Kontaktaufnahme und Sampling	27
6.3.2. Das biographisch-narrative Interview	27
6.3.3. Selbstreflexion als Interviewerin	29
6.4. Auswertungsprozess	30
6.4.1. Memo	30
6.4.2. Globalanalyse	31
6.4.3. Theoretisches Sampling	35
6.5. Auswahl und Darstellung der Fälle	35
7. Forschungsergebnisse	37
7.1. Der Hilfekontext der Biographinnen	37
7.2. Die Biographin Julia (Globalanalyse mit Feinanalyse)	38
7.2.1. Kontaktaufnahme und Interviewsetting	38
7.2.2. Lebensbiographie	39
7.3. Die Biographin Vicky (Globalanalyse)	59
7.3.1. Kontaktaufnahme und Interviewsetting	59
7.3.2. Lebensbiographie	60
7.4. Die Biographin Magdalena (Globalanalyse)	70
7.4.1. Kontaktaufnahme und Interviewsetting	70
7.4.2. Lebensbiographie	71
8. Theoriebildung	83
8.1. Typologie	84
8.1.1. Mutterschaft zeigen im Ringen um Deutungshoheit und Anerkennung	84
8.1.2. Mutterschaft beweisen im Vermeiden von Auffälligkeiten	86
8.1.3. Mutterschaft lernen durch Kooperation in Form von Unterwerfung	87
8.2. Fallübergreifende theoretische Diskussion	89
8.3. Zentrale Ergebnisse zur Gestaltung von Mutterschaft im Hilfekontext	97

Inhaltsverzeichnis

8.4. Theoriemodell zur Dynamik von Autonomieeinschränkungen	97
9. Implikationen für die Praxis	101
10. Ausblick	105
11. Literaturverzeichnis	107

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1	Die Dynamik von Autonomieeinschränkungen	99
-------------	---	----

1. Einleitung

Problemkongruenz zwischen Familien und Fachkräften, also die Übereinstimmung ihrer Sicht auf die Probleme, wird in verschiedenen Veröffentlichungen als Basis für ein gemeinsames Verständnis und eine Zusammenarbeit der Akteur:innen betitelt (Kinderschutz-Zentrum Berlin 2009, S. 31 f.; Moos 2021, S. 389). Erst wenn sich die Beteiligten auf ein Problem geeinigt haben, können anschlussfähige und tragfähige Problemlösungen entwickelt werden (Brauchli 2020, S. 390). Problemkongruenz sowie ein Arbeitsbündnis zeigen sich somit als zentrale Bedingungen dafür, dass der weitere Hilfeprozess gelingen könne (Hollweg 2021, S. 34). Zudem taucht die Frage nach vorhandener Problemkongruenz in einer Vielzahl an Empfehlungen und Fließschemata zur Gefährdungseinschätzung und Hilfeplanung als entscheidender Aspekt auf, den es zu prüfen gelte (Bundesvereinigung der kommunalen Spitzenverbände 2009, S. 9 f.; Nikles et al. 2022, S. 155; Jugendamt der Stadt Dormagen 2011, S. 270). Es müssen allerdings zunächst die *Sichtweisen* aller Beteiligten (die der Familienmitglieder und die der Fachkräfte) auf die Problemlage beleuchtet werden (Gedik und Wolff 2018, S. 86) – sowohl im Hinblick auf die Einschätzung, ob Problemkongruenz vorhanden ist, als auch bei ihrer Entwicklung. Erst dann könne der Abgleich vorgenommen werden, inwieweit die Sichtweisen übereinstimmen und können im nächsten Schritt Perspektivdivergenzen ausgehandelt werden (Hollweg 2021, S. 299).

Ackermann stellt in einer Studie zur Fallarbeit im Jugendamt sowie in seiner Konfliktanalyse der Kinder- und Jugendhilfe heraus, dass in

der Praxis oft lediglich eine Auseinandersetzung mit der Problemdefinition des Jugendamtes erfolge, die von den Familien anzunehmen sei (Ackermann 2016, S.245, 2022, S.105). Der Praxisleitfaden zur Dialogischen Qualitätsentwicklung im kommunalen Kinderschutz von Wolff et al. beschreibt das Qualitätsrisiko, dass Problemwahrnehmungen lediglich über einseitige Beobachtungsverfahren erfolgen und die Sichtweise der Hilfteilnehmer:innen kein Gewicht habe (2013, S.18). Derartig einseitig erzwungene und vermeintliche Problemkongruenz entspricht weder dem Partizipationsgebot des Kinder- und Jugendhilfegesetzes, noch dem Anspruch einer kindeswohl-, familienwohl- und gemeinschaftswohlorientierten sowie dialogischen Praxis der Kinder- und Jugendhilfe. Auch meine eigene Praxiserfahrung in einer Mutter-Kind-Einrichtung (im Folgenden Muki) zeigte: Die Problemsicht von Familien wird nicht (genügend) wahrgenommen, nicht (ausreichend) in Aushandlungsprozesse einbezogen oder ihr wird zu wenig oder kaum Raum gegeben, sich überhaupt erst im Zuge einer Problemkonstruktion zu entwickeln. Dies bezieht sich insbesondere auf die Problemwahrnehmung in Bezug auf Mutterschaft im Hilfesystem. Daraus ergab sich die ursprüngliche Forschungsfrage:

Wie entwickelt sich die Problemwahrnehmung auf Mutterschaft im Hilfesystem von in einer Mutter-Kind-Einrichtung lebenden Frauen in ihrer Lebensbiographie?

Das Forschungsinteresse konzentrierte sich auf das gesellschaftlich und biographisch relevante Phänomen der Mutterschaft im Hilfekontext. Die Forschungsfrage bezog sich dabei auf die individuelle und biographisch geprägte Problemwahrnehmung, sprich auf die Selbstdeutung und Sinnkonstruktion der Mütter. Aus diesem Grund wurde die Methode der biographisch-narrativen Interviews gewählt.

Im Hinblick auf die ursprüngliche Frage wurden im Rahmen dieser Masterarbeit der Forschungsstand analysiert (siehe Kapitel 2), die zentralen Begriffe der Fragestellung Problemwahrnehmung, Mutterschaft, Hilfekontext und Mutter-Kind-Einrichtung geklärt (siehe Kapitel 3) sowie der theoretische Rahmen anhand der Subjekttheorie nach Winkler, der Lebensweltorientierung nach Thiersch und der Biographiefor-

schung nach Rosenthal gesteckt (siehe Kapitel 4). Die Bezüge zwischen Begriffsklärung und theoretischem Rahmen wurden in einem Zwischenfazit gebündelt (siehe Kapitel 5). Im Hinblick auf das Forschungsdesign wurden das Erkenntnisinteresse, die Fragestellung, das Forschungsziel, die methodologische Rahmung, der Erhebungsverlauf, der Auswertungsprozess und die Auswahl und Darstellung der Fälle bestimmt (siehe Kapitel 6). Für die Forschungsergebnisse wurden der Hilfekontext der Biographinnen beleuchtet und die Biographien dreier Mütter global analysiert (siehe Kapitel 7).

Im Zuge der Globalanalyse wurde deutlich, dass die Erzählungen der Mütter weit mehr aufzeigen, als ihre bloße Problemwahrnehmung. Beim Erzählen verdeutlichten sie, wie sie den Alltag der Muki und im Hilfekontext erleben und vor allem, wie sie den einhergehenden Herausforderungen und Einschränkungen begegnen. Dieser Einblick in die biographischen Hintergründe und die sich daraus ergebenden Handlungsstrategien zeigen die Mütter als aktive Gestalterinnen des Hilfekontextes. Der Entdeckungslogik der qualitativen interpretativen Sozialforschung folgend, hat sich daher für die Theoriebildung die folgende neue zentrale Fragestellung herauskristallisiert:

Wie gestalten in einer Mutter-Kind-Einrichtung lebende Frauen ihre Mutterschaft im Hilfekontext?

Der Fokus bei der Theoriebildung lag damit weiterhin auf der Selbstdeutung und Sinnkonstruktion der Mütter, allerdings im Hinblick auf ihre Handlungsstrategien. Zur Theoriebildung wurden eine Typologie entwickelt, die Ergebnisse der Globalanalysen theoretisch diskutiert, die zentralen Ergebnisse im Hinblick auf die neue zentrale Fragestellung zusammengefasst und ein Theoriemodell zur Dynamik von Autonomieeinschränkungen vorgestellt (siehe Kapitel 8). Daraus abgeleitet wurden wiederum Implikationen für die Praxis (siehe Kapitel 9) sowie ein kurzer Ausblick (siehe Kapitel 10).

Die Verwendung des Konjunktiv markiert lediglich, dass die Inhalte aus anderen Quellen entnommen wurden. Es soll damit weder die Wissenschaftlichkeit der zitierten Quellen in Frage gestellt werden, noch eine Distanzierung von den Inhalten ausgedrückt werden.

2. Forschungsstand

Bei der Analyse des Forschungsstandes ist insbesondere das Thema (Problemwahrnehmung auf) Mutterschaft im Hilfekontext (Mutter-Kind-Einrichtung) relevant, allerdings auch der methodische Zugang des biographisch-narrativen Interviews von Bedeutung. Im Folgenden werden verschiedene dementsprechende Studien kurz skizziert.

Langfeld untersucht in seiner Dissertation anhand von 26 familienbiographisch angelegten Interviews mit einzelnen Elternteilen von Familien (überwiegend Mütter) die Erziehungskonzepte sowie familienbiographischen Erfahrungen von jungen Eltern (2019, S. 158 ff.). Von diesen ausgehend erarbeitet er eine Typologie mit fünf Haupttypen, die sich auf dem Spektrum zwischen familienzentrierter Elternschaft ohne (sozial)pädagogische Grundsicherung (Typ 1) bis hin zur sozialrechtlich und sozialpädagogisch gesicherten Elternschaft (Typ 5) erstrecken (ebd. S. 173). Entlang der Typologie unterscheide sich, wie Eltern ihre Verhalten gegenüber Institutionen legitimieren, inwieweit es ihnen gelingt, ihre lebensweltlichen Sinnstrukturen geltend zu machen sowie welche Passung zwischen Familien und Institutionen sich daraus ergibt (Langfeld 2021, S. 79). In der Verlaufstypologie werden die Problemlagen und Benachteiligungen komplexer und seien die Familien zunehmend auf das Hilfesystem angewiesen (Langfeld 2019, S. 266). Das Verhältnis zum Hilfesystem sei allerdings sehr unterschiedlich: Typ 4 sei beispielsweise dadurch charakterisiert, dass sich Eltern frühzeitig Unterstützung holen, um handlungsfähig zu bleiben und somit eine enge und eingeforderte Kooperation entsteht. (ebd. S. 265). Bei

Typ 5 sei kennzeichnend, dass die zugrunde liegenden Problemlagen vielschichtig und teils intergenerativ vererbt seien und der Zugang zum Hilfesystem erschwert sei durch die biographisch geprägte Angst davor, kontrolliert oder entmündigt zu werden (Langfeld 2021, S. 76 ff.). Im Hilfesystem angelangt falle es den Familien schwer, familieninterne Konflikte und Verhaltensmuster als Ursache von Verhaltensauffälligkeiten zu akzeptieren – stattdessen werden Problemursachen und die Erziehungsverantwortung externalisiert (ebd.). Familien verstehen die Zusammenarbeit mit pädagogischen Institutionen als Dienstleistungsverhältnis, sodass Hilfen meist äußerlich bleiben (ebd.). Insgesamt gebe es typenübergreifende Problemhorizonte wie beispielsweise die pluralisierten familialen Lebensformen, jeder Typ zeige jedoch spezifische und biographisch geprägte Muster, Potentiale und Erwartungen auf, um diese zu bewältigen (Langfeld 2019, S. 266).

Im Rahmen einer Forschung zu Müttern in der Erziehungshilfe führen Brändel und Hüning zehn narrative Interviews mit Müttern nach Abgabe eines leiblichen Kindes (2012, S. 193). Postuliertes Ziel der Autor:innen ist es herauszufinden, welche Gründe es für die Abgabe gab, wie die familialen Kontextbedingungen aussahen (insbesondere welche Aspekte sich in den verschiedenen Biographien wiederholen) und welche empfundenen Leerstellen der Kinder- und Jugendhilfe sichtbar werden (ebd. S. 182). Die Sichtweise der Mütter wird durch Expert:inneninterviews ergänzt (ebd. S. 193). Im Rahmen der Typologie arbeiten die Autor:innen fünf „typische“ Themenfelder heraus, die Parallelitäten aufweisen: 1. eigene Jugendhilfebiographien, 2. binnenfamiliale Gewalterfahrungen, 3. Suchtverhalten, 4. ungünstige soziale Kontexte und Verhinderungen sowie 5. der abwesende Vater (ebd. S. 195 ff.). Der Forschungsgegenstand sowie das darauf gerichtete Analyseverfahren zielen auf Ähnlichkeiten der Biographieverläufe ab, die in der Abgabe des eigenen Kindes münden.

Mit neun biographisch-narrativen Interviews widmet sich Zillig den lebensgeschichtlichen Erzählungen komplex traumatisierter Mütter (2016, S. 51). Daraus leitet sie ab, inwieweit sich die Jugendhilfe sowie das Gesundheitssystem auf gesellschaftliche Teilhabemöglichkeiten

ten der Betroffenen auswirken und entwickelt eine Verlaufstypologie diesbezüglich (ebd. S. 12). In ihrer Ergebnisdarstellung behandelt sie gesondert das Themenfeld Mutterschaft (ebd. S. 309 ff.). In diesem wird unter anderem deutlich, wie sich der gesellschaftliche Diskurs auf ein problematisierendes Verständnis der Mütter bezüglich einer transgenerationalen Traumaweitergabe auswirkt (ebd. S. 310) und wie gesellschaftliche Normalitätsannahmen Mutterschaft und psychische Belastungen als unvereinbar problematisieren (S. 312).

Loewe beschreibt in ihrer Masterarbeit die Ergebnisse ihrer Adressatinnenforschung mittels biographisch-narrativer Interviews mit vier Müttern zu ihren Erfahrungen in einer Mutter-Kind-Wohngruppe (2021, S. 27 ff.). Eines der Interviews untersucht sie in der Masterarbeit anhand der Biographischen Fallrekonstruktion nach Rosenthal unter der Fragestellung, „was passiert, wenn Menschen die Hilfe nicht verstehen“ (ebd.). In der Auswertung arbeitet sie heraus: Die Biographin reagiere mit Angst, Unverständnis und Wut auf den Hilfekontext, befinde sich im Widerstand, fühle sich ohnmächtig, abhängig und mit ihrer Lebensgeschichte nicht ernst genommen (ebd. S. 72 f.). Mit ihrer Problemwahrnehmung auf Mutterschaft im Hilfekontext Muki wie Schwierigkeiten mit den anderen Bewohner:innen, Betreuer:innen, (Ausgeh-)Regeln in der Einrichtung, dem Jugendamtsmitarbeiter und Gericht werde sie nicht wahrgenommen (ebd. S. 49 f., S. 58 ff.). Somit fehle die Passung zwischen Selbst- und Fremddeutung, entstehe kein Arbeitsbündnis und keine Problemkongruenz (ebd. S. 73).

Im Rahmen ihrer Masterarbeit führt Hager eine Biographische Fallrekonstruktion nach Rosenthal auf Grundlage eines biographisch-narrativen Interviews durch (2022). Das Leben in einer Muki sei für die minderjährige Biographin einerseits ein sicherer Ort gewesen, der es ihr ermöglichte, ihre Mutterschaft überhaupt gemeinsam mit ihrem Kind zu leben – damit verbunden ist jedoch eine Handlungseinschränkung und Abhängigkeit (ebd. S. 129 f.). Hager kristallisiert daher hinsichtlich der theoretischen Verallgemeinerung am Einzelfall den Typus „Hilfeabhängigkeit“ heraus (ebd. S. 133). Die Auswertung zielt auf Mög-

lichkeiten und Grenzen einer Begegnung des Doppelten Kindeswohls ab (ebd. S. 146 ff.).

Zusammengefasst betrachtet gibt es Studien, die der Wahrnehmung von Müttern im Kontext von Hilfen zur Erziehung in biographisch-narrativen Interviews Raum geben. Insbesondere Langfeld und Loewe nehmen dabei Mutterschaft (beziehungsweise Elternschaft) im Hilfekontext in den Blick, Loewe und Hager explizit den Hilfekontext Muki. Allerdings erfolgen Nachfrageteil, Auswertung und Typologisierung anhand anderer Fragestellungen als die hier anvisierte.

3. Begriffsklärung

Im Folgenden werden die dieser Arbeit und Fragestellung zugrundeliegenden Begriffe Problemwahrnehmung, Mutterschaft, Hilfekontext sowie Mutter-Kind-Einrichtung näher betrachtet und definiert.

3.1. Problemwahrnehmung

Im Gegensatz zum Diagnosebegriff, der objektive sowie personen- und kontextunabhängige Einschätzungen von Problemen tradiert, handelt es sich bei der *Problemwahrnehmung* im Kontext der Sozialen Arbeit um eine *subjektive* Sicht auf Probleme (Ader und Schrapper 2022, S. 48). Die Problemwahrnehmung sei von der Wirklichkeit und Wahrheit der beurteilenden Person (ebd.) und vom zugrundeliegenden Lebensentwurf geprägt (Brauchli 2020, S. 115). Im Hilfekontext treffen hierbei professionelle Einschätzungen und damit Fremddeutungen auf die Selbstdeutungen von Hilfeteilnehmer:innen.

Aus konstruktivistischer Perspektive werde etwas erst zum Problem, wenn es als solches definiert und verstanden wird (Groenemeyer 2012, S. 24). Als sozial können Probleme auf verschiedene Weise verstanden werden: erstens wenn sie in sozialen Beziehungen auftreten, zweitens sobald soziale beziehungsweise gesellschaftliche Ursachen zugrunde liegen und drittens so sie an Hilfebedürftigkeit geknüpft und potentiell pädagogisch bearbeitbar seien (ebd. S. 21). Groenemeyer stellt ausgehend von einer Zusammenstellung verschiedener Definitionen sozialer Probleme drei kennzeichnende Elemente heraus: sie seien soziale

Probleme mit einem Leiden oder Schaden verbunden, werden gesellschaftlich thematisiert und problematisiert und haben Appellcharakter, wollen also bearbeitet oder gelöst werden (ebd. S. 28 f.).

Problemwahrnehmung kann folglich verstanden werden als eine subjektive Sicht auf etwas, das als schwierig interpretiert und bestimmt wird.

3.2. Mutterschaft

Wie Krüger-Kirn und Wolf in ihrer Einleitung zum Sammelband „Mutterschaft zwischen Konstruktion und Erfahrung“ herausarbeiten: Biologisch betrachtet habe Mutterschaft zunächst eine körperliche Ebene: Zeugung, Schwangerschaft, Geburt sowie gegebenenfalls Stillen, Fehlgeburt oder Abtreibung (2018, S. 9). Ein konstruktivistisches Verständnis von Mutterschaft beziehe darüber hinaus subjektive Erfahrungen und Vorstellungen, gesellschaftliche Konstruktionen sowie kulturelle Wissensbestände mit ein (ebd. S. 8). Zudem sei Mutterschaft durch Adoption, Patchwork sowie Reproduktionsmedizin (und ich möchte hinzufügen: Unterbringung und Fremdunterbringung) vielschichtiger und variantenreicher geworden (ebd. S. 7). Gesellschaftliche Mutterbilder seien nach wie vor stark normativ aufgeladen, können den subjektiven Erfahrungen ent- oder widersprechen und sehen sich mit widersprüchlichen Deutungsmustern konfrontiert (ebd.).

Langfeld beschreibt Elternschaft in seiner theoretischen Diskussion der Typologie seiner Dissertation als individuelles Handlungskonzept, das sich im Zuge der individuellen Familienbiographie entwickle (2019, S. 261 f.). Er stellt damit neben gesellschaftlichen Rollenbildern und Funktionszuweisungen, die es zu erfüllen gilt, die subjektive Auseinandersetzung mit familiären Erfahrungs- und Prozessionsstrukturen heraus (ebd.). Die verschiedenen Familienmitglieder im Kern und die Lebenswelt im Umfeld sorgen dafür, dass Elternschaft nicht einfach anhand der eigenen Vorstellungen gestaltet werden könne (ebd.). Es bedürfe einer Aushandlung und Auseinandersetzung mit Biographie, Lebenslage, Familiengeschichte, Entwicklungsaufgaben, Orientierungs-

strukturen und Institutionen (ebd.). Elternschaft sei demnach prozesshaft und in einem stetigen Wandel (ebd.).

Ein zentraler Prozess sei insbesondere der Beginn: „Mutterschaft passiert nicht einfach, sondern erfordert immer einen psychischen Integrationsprozess“, wie Winter et. al in ihrer Analyse zu Mutterschaft in zeitgenössischen TV-Serien herausstellt (2018, S. 116). Sie gehe mit einem Autonomieverlust einher und bedeute daher gewissermaßen, sich vom bisherigen Leben zu verabschieden (ebd.). Dies sei mit Ambivalenzen und potentiellen Aggressionen verbunden – gewissermaßen also mitunter auch eine Zumutung (ebd. S. 117).

Dreßler untersucht Mutterschaft aus Sicht von Müttern über Gruppendiskussionen mit Müttern verschiedener Bildungsstandards und ost- beziehungsweise westdeutscher Umfelder (Dreßler 2018, S. 13). Dabei zielt sie nicht auf individuelle Mutterschaftskonzeptionen ab, sondern auf das kollektive Wissen um Mutterschaft und das daraus entstehende Orientierungswissen (ebd.). Mutterschaft bewege sich zwischen teils widersprüchlichen Orientierungen wie Egalitäts- und Erwerbsnormen sowie verschiedenen Deutungsmustern wie beispielsweise „Mutterliebe“, „unentbehrliche Mutter“, „Sorge- und Deutungshoheit als Mutter“ und „Supermutter“ (ebd. S. 266 ff.). Inwieweit es Müttern gelinge, nicht in Orientierungsdilemmata zu gelangen, hänge davon ab, inwieweit sie Orientierungen selbstbestimmt miteinander in Passung bringen beziehungsweise ganz oder teilweise ignorieren oder gar transformieren können (ebd.).

Zusammengefasst heißt Mutterschaft folglich Autonomie verlieren, vom bisherigen Leben Abschied nehmen und Ambivalenzen aushalten; sich mit sich selbst, seiner Biographie und seiner Umwelt auseinanderzusetzen; Normen deuten, aushandeln und in Passung bringen. Damit wird deutlich, dass Mutterschaft – analog zu Jurczyk Konzeptualisierung in Bezug auf Familie – als *Herstellungsleistung* verstanden werden kann (2014, S. 51).

3.3. Hilfesystem und Hilfekontext

In ihrer theoretischen Skizze zu den Konstellationen organisierten Helfens grenzen Böhringer et. al organisiertes Helfen vom Helfen im Alltag ab (2022, S. 15f.). *Helfen im Alltag* finde situativ in persönlichen Beziehungen statt und löse objektiv erkennbare Probleme (ebd.). *Organisiertes Helfen* setze seinerseits in der Regel dort an, wo alltägliches Helfen nicht (mehr) ausreicht, und sei in zweierlei Hinsichten organisiert: zum einen durch den vorstrukturierten spezifischen Kontext und zum anderen durch Interaktionslogiken und Interaktionsregeln (ebd.). Es gebe vier Dimensionen des organisierten Helfens: Erstens sei organisiert helfendes Handeln relational, benötige folglich immer ein Gegenüber – „Hilfe zur Selbsthilfe“ sei demnach irreführend und müsse als „Hilfe zur Selbstständigkeit“ gefasst werden, sprich als Hilfe, die den Hilfebedarf auflöst (ebd. S. 22). Zweitens sei organisierte Hilfe auf Interaktion und ein „Sich-Helfen-Lassen“ angewiesen, demnach notwendigerweise koproduktiv (ebd. S. 24). Drittens finden organisierte Hilfsinteraktionen stets in einem Kontext und damit eingebettet in Zielbeschreibungen, rechtliche Aspekte, strukturelle Vorgaben usw. statt (ebd. S. 25). Viertens seien organisierte Hilfeleistungen prozesshaft und befassen sich über längere Zeiträume mit komplexeren Problemlagen (ebd. S. 26). Damit werde organisiertes Helfen zu einer hochkomplexen Tätigkeit (ebd. S. 29).

Solche Formen des organisierten Helfens unterscheiden sich vom alltäglichen darin, so Gängler im Handbuch Soziale Arbeit, dass sie als gesellschaftliche Aufgabe gesehen werden, staatlich organisiert sind und von professionellem Personal umgesetzt werden (2018, S. 622). Sie haben sich im Zuge der Entstehung des Sozialstaats sowie eigener Hilfesysteme entwickelt (ebd.). Im Rahmen des sozialpädagogischen Hilfesystems werden Hilfen im Hinblick auf ihre Inhalte als *Dienstleistungen* diskutiert (ebd. S. 627). Dabei unterscheiden sich sachbezogene Dienstleistungen, wie Auskunfts- und Informationstätigkeiten, sowie personenbezogene soziale Dienstleistungen, wie Beratung, Bildung und Erziehung (ebd.). Damit einher gehen eine zunehmende Strukturie-

rung, Rationalisierung, Professionalisierung, Reflexion und Standardisierung – teilweise mit ambivalenten Konsequenzen (ebd. f.).

Der Hilfekontext kann somit als individueller Rahmen verstanden werden, in dem staatlich organisiertes Helfen als Dienstleistung für eine Person stattfindet – dies kann sich sowohl auf einen spezifischen Ort (wie die Muki) als auch auf eine individuelle Zusammenstellung von Leistungen innerhalb des Hilfesystems beziehen.

3.4. Mutter-Kind-Einrichtung

Die ersten Mukis wurden, wie Winkelmann im Handbuch zu den Hilfen zur Erziehung ausführt, Ende des 19. Jahrhunderts für so genannte „gefallene Mädchen“ und ihre Kinder geschaffen, ein Rechtsanspruch für Mutter oder Vater und Kind als Betreuungseinheit bestehe allerdings erst seit der Einführung des SGB VIII (2014, S. 71).

Im SGB VIII findet sich der §19 im Abschnitt „Förderung der Erziehung in der Familie“ innerhalb der Leistungen der Jugendhilfe. Dieser wurde 1991 durch den Art. 1 des KJHG eingeführt und 2021 durch Art. 1 Abs. 19 des KJSG geändert. In seiner aktuellen Fassung umschließt er die Möglichkeit für Mütter und Väter, in einer geeigneten Wohnform bei der Pflege und Erziehung ihrer Kinder unterstützt zu werden, wenn dies angesichts ihrer Persönlichkeitsentwicklung angezeigt sei (§19 Abs. 1 SGB VIII). Zudem solle auf eine Ausbildung oder Berufstätigkeit hingearbeitet werden (§19 Abs. 3 SGB VIII). Damit löse ein „persönlichkeitsindiziertes Defizit im Bereich der Erziehungskompetenz“ die Hilfe aus, also beispielsweise eine fehlende Reife zur Erziehung, eine fehlende finanzielle Selbstständigkeit oder die seelische, geistige oder körperliche Überforderung bei der Kindererziehung (§19 SGB VIII Rn. 9 Wiesner/Wapler). Leistungsberechtigt seien Elternteile, die allein für ein Kind unter sechs Jahren zu sorgen haben und tatsächlich allein für das Kind sorgen (§19 SGB VIII Rn. 5 Wiesner/Wapler).

Rechtlich handele es sich um einen nicht einklagbaren „Regelrechtsanspruch“ (§19 SGB VIII Rn. 8c Wiesner/Wapler). In der Praxis rechtfertigen erst eine Kindeswohlgefährdung und das nicht-Ausreichen am-

bulanter Hilfen den starken Eingriff in das Leben der Familien und die hohen Kosten der Unterbringung (Ott 2020, S. 63). Somit entstehe ein Spannungsfeld von Hilfe (Leistungserbringung) einerseits und Kontrolle (Ordnungstätigkeit) andererseits (Schone 2016, S. 1108).

Angesichts der unbestimmten Rechtsbegriffe des Paragraphen und des individuellen Hilfebedarfs einzelner Familien werden in Mukis komplexe Hilfeleistungen erbracht (Winkelmann 2014, S. 72). Als Teil des vielfältigen Leistungsspektrums werden die Mütter/Väter sozialpädagogisch beraten, im Alltag lebenspraktisch begleitet, hinsichtlich der Eltern-Kind-Beziehung angeleitet, mit Blick auf die Erziehungskompetenz gefördert, bei rechtlichen oder finanziellen Schwierigkeiten unterstützt sowie zu beruflichen Zukunftsperspektiven angeleitet (ebd. S. 73). Dabei gelte es, eine verlässliche Struktur und verlässliche Beziehungen anzubieten sowie eine gute Balance zwischen Entlastung und Herausforderung zu schaffen (ebd. S. 75).

4. Theoretischer Rahmen

Thiersch versteht ein Theoriekonzept als Rahmenkonzept für die Vielzahl an einzelnen Ansätzen einer Disziplin (2020, S. 26). Es diene als umfassende Orientierung, disziplinäre Identität und Rahmen für Diskurse zwischen den Spezialisierungen (ebd.). Dazu brauche es eine spezifische Konzentration, über die verschiedene Theoriefragen in Bezug auf ein Interesse reduziert werden (ebd.). Im Folgenden werden drei Theoriekonzepte vorgestellt, die in ihren spezifischen Zugängen relevant für die Untersuchung von Problemwahrnehmung von Müttern auf Mutterschaft im Hilfekontext sind: Die Subjekttheorie nach Winkler, die Lebensorientierung nach Thiersch und die Biographieforschung nach Rosenthal.

4.1. Subjekttheorie nach Winkler

„Jedes Subjekt ist in seiner Subjektivität anders und muß daher in dieser aufgesucht werden.“ (Winkler 1988, S. 269).

Winklers Habilitationsschrift „Eine Theorie der Sozialpädagogik“ wurde 2021 neu herausgegeben – die Herausgeber:innen Flösser und Witzel beschreiben sie als „Standardwerk“ sowie „sozialpädagogische Großtheorie“, welche die Subjektivität in den Mittelpunkt stelle (Winkler 2021, S. 8).

Winkler skizziert die Begriffe Subjekt und Subjektivität anhand vier Charakteristika. Erstens: Subjektivität bedeute, sich handelnd zu verwirklichen (ebd. S. 143). Zweitens: Ein Subjekt sei ein „autonomes, aber

auch verantwortliches Wesen“ (ebd.). Drittens: Subjekt sein umschließe *Erfahrungen* – sie verarbeiten (Vergangenheit), machen (Gegenwart) und verwirklichen (Zukunft) (ebd. S.144). Viertens: Das Subjekt sei stets im Verhältnis zur Welt und ihren *objektiven Bedingungen* zu denken (ebd. S. 144 f.). Von diesen Bedingungen müsse es sich distanzieren, um sie als Objekte der Reflexion zugänglich sowie sich bewusst zu machen, derart *begreifen und erkennen* zu können und daraus Gesetzmäßigkeiten abzuleiten (ebd. S.146). Subjektivität sei demnach, sich mit der Umwelt auseinanderzusetzen und sich dabei als Subjekt zu verändern – Subjektivität sei folglich nicht statisch, sondern ein stetiger Wandel (ebd. S.147). Gelingen es dabei, sich die gesellschaftliche Objektivität anzueignen, sei das Subjekt im Modus der Identität – gelinge die Aneignung nicht, zöge dies den Modus der Differenz nach sich (ebd. S.152 f.). Aneignungsprobleme können zu Isolation oder Ohnmacht führen und (Weiter-)Entwicklung verhindern (ebd. S.157). Es bedürfe dann eines sozialpädagogischen Anstoßes zur Selbsttätigkeit (ebd.).

Ausgehend vom Subjektbegriff legt Winkler acht Grundbestimmungen des sozialpädagogischen Handelns dar (ebd. S. 270 ff.). Erstens: Paradoxerweise gleiche das Subjekt anderen Subjekten in seiner Subjektivität und unterscheide sich gleichzeitig von anderen Subjekten durch seine *individuelle* Subjektivität (ebd. S. 270). Zweitens: Das Subjekt sei *selbsttätig*, eigne sich seine Lebensbedingungen an und verändere und entwickle sich somit (ebd. 270 f.). Drittens: In diesem Sinne können Sozialpädagog:innen zwar Impulse geben – doch nur die Aktivität des:der Adressat:in sei die tatsächliche Veränderung (ebd. S. 271 f.). Viertens: Um ein geachtetes Mitglied der Gesellschaft zu sein, müsse das Subjekt wahrhaft *unabhängig* sein (ebd. S. 273). Dies bedeute, im Rahmen der gesellschaftlichen Realität *Subjekt zu bleiben* (ebd. S. 274). Fünftens: Reale Bedingungen ergeben im Zusammenspiel mit der subjektiven Wahrnehmung und Verarbeitung eine *Lebenslage* (ebd.). Der Reallage sei bestimmt durch gesellschaftliche Stellung, politische Maßnahmen und genetisch und biographisch bestimmte Wirklichkeitsverarbeitung (ebd.). Die Individuallage entstehe hingegen im wechselseitigen Zusammenwirken von Reflektion, Selbstbild, Antizipation und

Selbstdarstellung (ebd. S. 275). Differenzen zwischen Real- und Individuallage führen zu Belastungen und legitimieren sozialpädagogisches Handeln (ebd.). Sechstens: Aufgabe sozialpädagogischen Handelns sei es, gute Bedingungen zu schaffen, die *Verantwortung für Veränderung* läge im Sinne der Selbsttätigkeit (siehe zweitens) allerdings beim Subjekt (ebd. S. 276 f.). Siebtens: Die Bedingungen, also der geschaffene Ort, müsse Raum für die *Subjektivität* des Subjekts (siehe erstens) lassen (ebd. 278). Achters: Der Ort müsse *existenzielle Sicherheit* geben (ebd. S. 280 f.).

In seinem Nachwort zur Neuherausgabe seiner Theorie der Sozialpädagogik nimmt Winkler die veränderten und verschärften Bedingungen in den Blick, mit denen sich Subjekte sowie die Sozialpädagogik konfrontiert sehen – sowohl hinsichtlich ihrer positiven als auch negativen Seite: Das vielfältige Fach- und Fallwissen, aber auch der unmögliche Überblick über den gesamten Fundus sowie inhaltliche Verengungen; die betonte Bedeutung von Wissenschaft, aber auch die an sie gestellten doch von ihr unerfüllbaren Erwartungen; das stabilisierte und vielfältige Feld der Sozialpädagogik, aber auch das Problem von hektischer Projektarbeit und Konkurrenz; die öffentliche und mediale Verhandlung wichtiger Themen, aber auch ihre Skandalisierung, Individualisierung und Strukturverknennung; der fokussierte Schutz durch Prävention, aber auch die damit verbundenen Normierungsansprüche (Winkler 2021, S. 314 ff.).

Winkler differenziert Soziale Arbeit in *ermöglichende Sozialpolitik* einerseits und *befähigende Sozialpädagogik* andererseits (2021, S. 339 f.). Während erstere entsprechende gesellschaftliche Rahmungen schaffe, würde letztere darauf abzielen, die Nutzung des Rahmens zu vermitteln (ebd.).

4.2. Lebensweltorientierung nach Thiersch

Thiersch beschreibt die Lebenswelt eines Menschen als die ihm vertrauten räumlichen, zeitlichen und sozialen Verhältnisse (1995, S. 221). In diesen Verhältnissen sei der Mensch dafür verantwortlich, sein

Leben zu gestalten (ebd.). Dieses Gestalten, die vielen kleinen Einzelmomente der alltäglichen Lebensbewältigung, fasst Thiersch in seiner Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit revisited unter „Alphabet der Alltäglichkeit“ zusammen (2020, S. 52). Im Alltag werde subjektiv ge-deutet, unmittelbar erfahren und bewältigt, um Anerkennung gekämpft und ein gelingenderes Leben anvisiert (ebd.). Doing Alltag heiße unmittelbare Erfahrungen machen; werde von Deutungen geprägt und Gefühlen beeinflusst; finde in einem Leib, in einem Raum, zu einer Zeit und in Beziehungen statt; drehe sich um selbstzuständiges Sorgen und Erledigen; bleibe durch Routinen und Pragmatik bewältigbar, werde aber auch durch sie eingeschränkt; zeige sich in stolzen Selbstdarstellungen und sei bestimmt vom Ringen um Anerkennung und Zugehörigkeit (ebd. S. 53 ff.).

Inwieweit die Alltagsgestaltung ein verengtes oder gelingendes Leben hervorbringt, hänge zum einen von vorgegebenen normativen Orientierungen ab (Thiersch 1995, S. 222). Zum anderen bestimmen gesellschaftliche Strukturen in Form von Ressourcen und Rahmenbedingungen, wie ein Mensch sein Leben gestalten und seinen Alltag bewältigen kann (ebd.). Der Alltag werde zur Schnittstelle zwischen den alltäglichen subjektiven Bewältigungsversuchen, also das Verhalten auf der Vorderbühne, und den strukturellen objektiven Bedingungen, sprich die Verhältnisse der Hinterbühne (Thiersch 2020, S. 27). Jeder Mensch gehöre unterschiedlichen Alltagswelten an wie beispielsweise die einer Familie, Kultur, Region oder Generation (ebd. S. 70). Jede sei geprägt durch eigene Konstellationen, Stile, Gebräuche, Deutungen, Anforderungen und Handlungsmuster (ebd.). Somit werde Alltag einerseits allgemeingültig, also zu etwas, das jeder Mensch zu bewältigen habe und andererseits differenziert, da jeder Mensch unterschiedliche Lebenswelten gestalte (ebd. S. 74). Der Lebensentwurf eines Menschen zeige sich darin, wie er seine Alltagswelten verbindet und relationiert (ebd. S. 70). Dies beziehe sich sowohl auf Alltagswelten, die es gleichzeitig und parallel zueinander zu bewältigen gelte als auch auf aufeinanderfolgende Lebenswelten im Laufe der Zeit und der Biographie (ebd.).

S. 72). Dementsprechend bedeute Alltagskompetenz auch Übergangskompetenz (ebd.).

Sein Leben zu *bewältigen* bedeute, sich in den Verhältnissen zu arrangieren und diese zu inszenieren, einen eigenen Plan verfolgen, Ansprüchen gerecht werden und Chancen nutzen (Thiersch 1995, S. 226). Der Mensch müsse sich „als ‚Regisseur der eigenen Verhältnisse‘ bewähren“ (ebd.). Orientierungsprobleme und Spannungen entstünden, wenn Ressourcen nicht ausreichen, Verhältnisse unterdrücken und von Macht geprägt seien und Bewältigungsmuster nicht ausreichen (Thiersch 2020, S. 89). Oder auch, wenn sich Zugehörigkeitskonflikte zwischen den Alltagswelten ergeben (ebd. S. 71). Reagieren tun Menschen darauf höchst unterschiedlich: verweigernd, trotzig, provokativ, aggressiv, verzweifelt, beschämt, verängstigt, unterwerfend (ebd. S. 89). Der Weg zu einem gelingenderen Alltag sei ein Kampf um Möglichkeiten (Thiersch 2020, S. 67). Oder anders formuliert: „Das Gelingende ist das je Mögliche“ – und damit nicht der gelingende oder gelungene Alltag, sondern der *gelingendere* Alltag (ebd. S. 68).

Bereits 1995 charakterisiert Thiersch die Lebensbewältigung als anstrengend und herausfordernd (S. 226). Die damaligen gegenwärtigen Verhältnisse seien geprägt durch Gewalt, Konkurrenz, Ausgrenzung, Spaltungen, Unübersichtlichkeit und Umbruch (ebd. S. 7). Die zweite Moderne, die Thiersch 2020 skizziert, bringe wiederum die Chancen aber auch Herausforderungen des gesellschaftlichen Wandels mit sich: der allgemeine Reichtum aber auch seine ungleiche Verteilung in der Konkurrenzgesellschaft, die Bedrohungen des Klimawandels aber auch die Chance von Nachhaltigkeit, Entgrenzungen wie die bereichernde Pluralisierung aber auch die geregelte Institutionalisierung, die Flexibilisierung aber auch Verunsicherung durch Globalisierung, die vielfältigen Zugänge aber auch die Verzerrungen im Zuge der Digitalisierung (S. 73 ff.). Diese neuen strukturellen Rahmenbedingungen verlangen auch nach neuen Antworten (ebd.). Neue Antworten auf die Frage, wie die neuen Möglichkeiten genutzt werden können, ohne bisherige Bewältigungsstrategien auszugrenzen, Menschen abzuhängen sowie zu überfordern und die Gesellschaft zu spalten (ebd. S. 82 ff.).

Bescheidene Angebote professioneller Hilfe müssen, so Thiersch, genau dort ansetzen: an den aktuellen Problemdeutungen, an den verfügbaren Ressourcen sowie am Lebenshorizont der Adressat:innen (1995, S. 206). Lebensweltorientierte Soziale Arbeit wolle in diesem Sinne aufzeigen, wie ein gelingenderer Alltag möglich sein könnte und dabei unterstützen, einen solchen zu realisieren (Thiersch 2020, S. 88). Dies erfordere ein Bild von Gesellschaft und Leben, in dem es normal sei, dass Dinge ungerecht und Menschen überfordert seien, diese Spannungen und Widersprüche jedoch danach verlangen, verändert zu werden (ebd. S. 89). In Abgrenzung zum Bewältigungskonzept von Böhnisch, das die Arbeit an psychosozialen Bewältigungskonzepten sowie Bewältigungskompetenzen anvisiert, gehe es im Konzept der Lebensweltorientierung darum, Alltäglichkeit zu reorganisieren (ebd. S. 96). In der praktischen Sozialen Arbeit ergänzen sich beide Aspekte allerdings und seien teils nicht deutlich voneinander abgrenzbar (ebd.).

4.3. Biographieforschung nach Rosenthal

Ihren Ursprung nehme die Biographieforschung, so Rosenthal, bereits in den 1920er Jahren im Zuge psychoanalytischer Analysen von Sigmund Freud (2015, S. 189). Im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts habe sie sowohl in der Psychologie als auch in der Soziologie zunehmend an Aufmerksamkeit in Programmen und Empirie erfahren (ebd. S. 190 f.). Anliegen der Biographieforschung sei es, das „Biographische[...] als soziale Größe“ zu erforschen (Fischer-Rosenthal 1995, S. 253). Gefragt wird sowohl nach dem Sinn beziehungsweise der Funktion einer Biographie innerhalb der Gesellschaft als auch nach ihrer sozialen Entstehung (ebd.). Über die Biographie würden subjektive Erfahrungen und Einstellungen sowie soziales Handeln zugänglich und in ihren Entstehungsgeschichten greifbar (Rosenthal 2015, S. 190). Weiterhin könne die soziale Lebenswelt rekonstruiert und daraus wiederum Schlussfolgerungen für die soziale Praxis gezogen werden (ebd.).

Theoretische Vorannahmen der Biographieforschung seien drei Aspekte: erstens müsse die Genese des sozialen oder psychischen Phä-

nomens rekonstruiert werden, um es selbst begreifen und erläutern zu können; zweitens bedürfe es einer Auseinandersetzung mit den Erlebnissen, Handlungen und Sinnkonstruktionen eines Menschen, um sein Handeln begreifen und erläutern zu können und drittens könne Erzähltes nur im Kontext des gegenwärtigen Lebens und seiner Perspektiven begriffen und erläutert werden (ebd. S.193). Soziologische Biographieforscher:innen betrachten daher zumeist die komplette Lebensgeschichte anhand der Fragen: Wie hat sie sich entwickelt? Wie wird sie in der Erzählung rückblickend konstruiert? (ebd. S.194). Erinnerungen seien nicht statisch, sondern würden sich im Laufe des Lebens verändern, je nachdem wie sie thematisch verknüpft, individuell eingeordnet, ausgewählt, gedeutet, zusammengesetzt, neu interpretiert sowie in welchem Kontext sie erinnert oder erzählt würden (ebd. S.195 f.). Die daraus entstehende Biographie werde deshalb als „Konstruktionsleistung des Subjekts“ gefasst (ebd. S.198).

4.4. Subjekt, Lebenswelt und Biographie

Es wird deutlich: Die Subjekttheorie denkt das Subjekt im Kontext von objektiven Bedingungen (der Lebenswelt) und gemachten Erfahrungen (innerhalb der Biographie). Die Lebensweltorientierung stellt einen selbst gestaltenden Menschen (das Subjekt) in seinem Sogewordensein im Rahmen seiner aufeinanderfolgenden zu bewältigenden Alltagswelten (Biographie) in den Fokus. Die Biographieforschung fragt nach Erfahrungen (des Subjektes) und der gesellschaftlichen Einbettung (der Lebenswelt). Subjekt, Lebenswelt und Biographie fügen sich folglich als theoretische Konzepte zusammen zu einem Verständniszusammenhang mit klaren Bezügen, einem jeweils individuellen Fokus und entsprechenden Begrifflichkeiten.

Das Zusammenspiel der Theorien wird zudem sichtbar, wenn die Autor:innen konkret Bezug zu Aspekten der anderen Theorien nehmen:

Thiersch umschreibt die Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie als eine Form der Selbstaktivierung und Selbsthilfe, um in

Krisen zu bilanzieren und über das Verstehen neue Kraft für den Blick nach vorn zu schöpfen (1995, S. 199 f.). Das Konzept der Lebensweltorientierung fokussiere zwar zunächst auf die Alltäglichkeit, ihre Bewältigungsversuche und Verhältnisse, von da aus nehme sie jedoch die Biographie in den Blick (Thiersch 2020, S. 28). Die Biographie bilde sich im Durchlaufen der alltäglichen Lebenswelten (ebd.). Winkler seinerseits fasst die Biographie als Ergebnis von Aneignungsakten, im Zuge derer Fähigkeiten und Fertigkeiten erworben werden (1988, S. 149). Wenn dieser Aneignungsprozess nicht gelinge, würde das Subjekt von außen kontrolliert und bekäme eine Biographie zugeschrieben – seine Subjektivität werde damit aufgehoben (ebd. S. 153).

Die Lebenswelt bleibe in ihren Erscheinungen vorbegrifflich beziehungsweise sogar unbegrifflich (Winkler 2021, S. 328). Ziel sei aus Sicht Winklers ein selbst bestimmtes und selbst gestaltetes Leben (1988, S. 265). Als Aufgabe für die Sozialpädagogik ergebe sich demnach, Lebensbedingungen zu schaffen, die sowohl Sicherheit als auch Lern- und Entwicklungsmöglichkeiten bieten (ebd.). Auch die soziologische Biographieforschung fragte bereits nach den Funktionen der Biographie, nicht nur auf gesamtgesellschaftlicher, sondern auch auf der *lebensweltlichen* Ebene (Fischer-Rosenthal 1995, S. 253).

In seiner Lebenswelt sei der Mensch, so Thiersch, handelndes Subjekt (Thiersch 2020, 58 f.). Die Momente der Alltäglichkeit seien durch die Subjektivität der Deutungen geprägt (ebd. S. 52). Rosenthal beschreibt, die einzelnen Erlebnisse einer Biographie hängen bereits dadurch zusammen, dass sie von einem Subjekt erfahren wurden (1995, S. 133). Das Subjekt sei also das Zentrum des Erlebens – auch das Zentrum eines Erlebens, das mitunter unterbrochen wurde oder sich verändert habe (ebd.).

5. Zwischenfazit

Als Abschluss des Theorieteils sollen nun die Begriffsklärung sowie der theoretische Rahmen in Bezug zueinander gesetzt werden. Zusammenfassend lässt sich festhalten:

1. Mutterschaft ist sowohl als eine Erfahrung und eine Handlung des Subjektes als auch als ein zentraler Bestandteil und mitunter sogar Wendepunkt in der Biographie der Mütter zu verstehen. Sie verlangt danach, dass sich Mütter mit den sie umgebenden objektiven Bedingungen ihrer Lebenswelt auseinandersetzen.
2. Die Muki als spezifischer Hilfekontext wird als zentraler Bestandteil der Lebenswelt sichtbar und damit als eine der Alltagswelten, welche die Mütter gestalten, die sie bewältigen müssen und in der sie sich als Subjekte im Rahmen eines Abschnittes ihrer Biographie bewegen.
3. Problemwahrnehmungen sind eine aktive und reflektierte Handlung des Subjektes und bestimmt durch biographische Erfahrungen und Sinnkonstruktionen sowie durch normative Orientierungen und gesellschaftliche Strukturen der sie umgebenden Lebenswelt.

Das gewählte Thema „Problemwahrnehmung von Müttern auf Mutterschaft im Hilfekontext“ lässt sich daher ergründen und erklären, indem die Ebenen von Subjekt, Lebenswelt und Biographie in ihrer Wechselwirkung betrachtet werden.

6. Forschungsdesign

6.1. Erkenntnisinteresse, Fragestellung und Forschungsziel

Wie eingangs in der Einleitung ausgeführt, ist die Basis für den weiteren Hilfeverlauf, die Problemsicht von (potentiellen) Hilfeeilnehmer:innen zu erfassen. Erst auf Grundlage der Problemsicht werden nötige Maßnahmen erkennbar, die Entwicklung von Problemkongruenz möglich und anschlussfähige und tragfähige Problemlösungen und Hilfestellungen denkbar. Der Problemwahrnehmung sowie ihrer Entwicklung im Laufe der Lebensgeschichte Raum zur Versprachlichung zu geben und sie hinsichtlich ihrer Zusammenhänge zu analysieren und daraus neue Erkenntnisse zu gewinnen, ist folglich von hoher Relevanz für die Kinder- und Jugendhilfe.

Die (ursprüngliche) zentrale Fragestellung lautet:

Wie entwickelt sich die Problemwahrnehmung auf Mutterschaft im Hilfesystem von Müttern, die in einer Mutter-Kind-Einrichtung leben, in ihrer Lebensbiographie?

Die *Problemwahrnehmung* umfasst sowohl die Genese von Problemen über die Lebensgeschichte hinweg als auch die vergangene und heutige Sicht auf Probleme. Der Fokus liegt damit auf der Selbstdeutung und Sinnkonstruktion der Mütter im Blick auf die Problemlagen in Bezug auf Mutterschaft im Hilfesystem in ihrer Lebensgeschichte. Inwieweit nehmen die Mütter Mutterschaft im Hilfekontext als Problem wahr? Als einen Zustand, der Leiden oder Schaden verursacht und verändert

werden soll? Was genau problematisieren sie daran? Wie beschreiben sie Probleme? In welchen Zusammenhang setzen sie Probleme? Welche Ursachen benennen sie? Verstehen sie sich selbst als Problembesitzer:innen? Wen ziehen sie für die Problemlösung in die Verantwortung? Hat sich ihre Problemwahrnehmung im Laufe ihres Lebens verändert? Wodurch wird ihre Problemwahrnehmung beeinflusst? Welche Rolle spielen Akteur:innen innerhalb der Familie, des sozialen Umfeldes sowie des professionellen Hilfesystems?

Das Forschungsziel ist dabei, die Problemwahrnehmung von Müttern in ihrer Entwicklung und in ihren auf sie Einfluss nehmenden Zusammenhängen besser zu verstehen.

6.2. Methodologische Rahmung

Da sich das Forschungsinteresse auf das soziale, biographisch bedeutsame Phänomen der Mutterschaft im Hilfekontext bezieht und nach der subjektiven und biographisch geprägten Problemwahrnehmung fragt, scheint es passend, es im Gesamtzusammenhang der Lebensgeschichte zu interpretieren (Rosenthal 2015, S. 193). Über das Erzählen sei mehr Wissen über das eigene Leben verfügbar und damit darstellbar, als auf der Ebene von Theorien (ebd. S. 191). Methodisch fiel daher die Wahl auf die Durchführung biographisch-narrativer Interviews, die anhand der Globalanalyse nach Rosenthal ausgewertet werden.

Die methodische Grundhaltung im Hinblick auf Lebensgeschichten gehe davon aus, dass die Interviewpartner:innen die Expert:innen ihres Lebens und ihres Alltags sind (Rosenthal 1995, S. 190). Deswegen werde stets davon ausgegangen, dass einzelne Sequenzen mit dem Hauptthema verbunden sind, egal ob bewusst oder unbewusst (ebd.).

Um eine soziale Handlung und Erzählungen darüber verstehen und erklären zu können, sei es notwendig, sie in ihren Entstehungsbedingungen zu analysieren und die darauf hinführende Geschichte des Individuums zu rekonstruieren (ebd. S. 226). Im ersten Schritt erheben die meisten Vertreter:innen der soziologischen Biographieforschung entsprechend die komplette Lebensgeschichte und werten diese im An-

schluss sowohl hinsichtlich ihrer Genese als auch ihrer Konstruktion vollständig aus (Rosenthal 2015, S.194). Erst wenn die Gesamtgestalt erfasst wurde, erfolge die Fokussierung einzelner Bereiche oder Phasen des Lebens (ebd.).

6.3. Erhebungsverlauf

6.3.1. Kontaktaufnahme und Sampling

Die Kontaktaufnahme erfolgt im ersten Schritt über eine ehemalige Kollegin, die in einer anderen Muki des Trägers arbeitet, bei dem ich zuvor ebenfalls tätig war. Sie schildert den Müttern das Anliegen, Thema und den groben Ablauf und erfragt die Zustimmung zu meiner Teilnahme an der wöchentlich stattfindenden Mütter-Gruppe zur Vorstellung meiner Person und des konkreten Ablaufes. Die Einrichtung selbst habe ich in der Vergangenheit im Zuge von Sommerfesten besucht, die aktuell dort wohnenden Mütter kenne ich nicht.

Beim Besuch der Muki nehme ich Kontakt zu den Müttern auf, zunächst durch Smalltalk beim Mittagessen. Anschließend benenne ich in der Mütter-Gruppe das Forschungsinteresse, erläutere das Vorgehen hinsichtlich der Tonaufzeichnung und des Datenschutzes und kläre die möglichen Rahmenbedingungen.

Die Kriterien für die Auswahl der Interviewten sind folgende:

1. Die bereits bestehende Mutterschaft
2. Das aktuelle Wohnen mit dem eigenen Kind in einer Muki
3. Die Bereitschaft zur Teilnahme am Interview
4. Der sprachliche Zugang über die deutsche Sprache

6.3.2. Das biographisch-narrative Interview

Die Durchführung der Interviews erfolgt anhand der Methode des biographisch-narrativen Interviews nach Gabriele Rosenthal.

Die erste Phase des Interviews beginne mit einer Erzählaufforderung, die durch eine Regieanmerkung erweitert werde (Rosenthal 2015, S.170 f.). Da in den Interviews die gesamte Lebensgeschichte erfasst und zur Rekonstruktion hergezogen werden soll, bietet sich folgende Erzählaufforderung an:

Ich möchte Sie bitten, mir Ihre (Familien- und Ihre) Lebensgeschichte zu erzählen, all die Erlebnisse, die Ihnen einfallen. Sie können sich dazu so viel Zeit nehmen, wie Sie möchten. Ich werde Sie erst einmal nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen machen und später noch darauf zurückkommen. Sollten wir heute nicht genügend Zeit haben, dann können wir auch gerne noch ein zweites Gespräch führen. (ebd. S.172).

Es folge die Haupterzählung, bei der den Befragten die Regie überlassen werde und diese durch parasprachliche Reaktionen und gegebenenfalls motivierende Bitten zum Weitererzählen unterstützt werden (ebd. S.173). Dieser Raum zur Gestaltentwicklung sei von zentraler Bedeutung, da erst über die freie Erzählung deutlich werde, wie die Befragten ihre Biographie wahrnehmen und strukturieren sowie welche Lebenserfahrung welche Bedeutung habe (Rosenthal 1995, S.193). Zudem sei oft das Phänomen beobachtbar, dass die Erzählungen im Erzählfluss von Geschichte zu Geschichte detaillierter werden (ebd. S.195). Die Interviewer:in mache derweil Notizen für den Nachfrageteil des Interviews (Rosenthal 2015, S.174). So die Biographin signalisiert, dass sie nichts mehr zu erzählen habe, bedanke sich die Interviewer:in für die bisherigen Erzählungen und erklärt, wie das Interview nun weitergehe:

Ich habe mir, wie Sie ja gesehen haben, einige Notizen gemacht, zu denen ich noch gerne Fragen stellen möchte. Wenn es Ihnen recht ist, dann möchte ich ganz vorne, d. h. mit meiner ersten Notiz beginnen. So habe ich mir notiert, dass Sie erwähnten ... Können Sie darüber noch etwas detaillierter erzählen? (ebd. S.175)

Damit beginne die zweite Phase des Interviews, der Nachfrageteil (ebd.). Dieser beginne anhand erzählgenerierender Nachfragen, die sich über die zuvor gemachten Notizen an der sequenziellen Gestalt der Haupterzählung orientieren (ebd.). Es werden weitere und vertiefende Erzählungen generiert und das bereits Erzählte (oder zumindest

Benannte) geklärt (ebd.). Wichtig sei es dabei, bei schwierigen Themen durch aktives Zuhören auf die Gefühle einzugehen und es den Befragten zu überlassen, das Thema erzählend zu vertiefen oder eben nicht (ebd. S. 177). Alle weiteren Themen sollen unabhängig von der Fragestellung auf ihre Bedeutung her erkundet werden, denn erst so könne überhaupt erst beurteilt werden, ob ein Bezug zur Fragestellung besteht (ebd. S. 187). Sobald die notierten Stichpunkte abgearbeitet seien, können externe Nachfragen gestellt werden (ebd. S. 176). Diese zielen auf jene Themen ab, die im Zuge des Forschungsinteresses relevant sind, jedoch bisher nicht angesprochen wurden (ebd.).

Die dritte und letzte Phase des Interviews diene dazu, dem Befragten die Möglichkeit zu geben, sich aus belastenden Erinnerungen *herauszuerzählen*, Fragen zu stellen und gegebenenfalls eine Rückmeldung zum Interview zu geben (ebd. S. 178).

6.3.3. Selbstreflexion als Interviewerin

Der Zugang über meine ehemalige Kollegin führt einerseits dazu, dass ich durch sie als vertrauensvoll vorgestellt werden kann. Zudem erleichtert mir die eigene Erfahrung im Mutter-Kind-Kontext den Zugang im Muki-Alltag sowie das Verständnis der in den Interviews mitunter nur angedeuteten strukturellen sowie alltäglichen Rahmenbedingungen.

Auf der anderen Seite ergibt sich der Eindruck, dass mich die Mütter entsprechend des Hintergrunds und der Vorgeschichte dem Hilfekontext zuordnen und mich nicht als externe Person wahrnehmen. Dementsprechend hat in ihrer Erzählung Kritik am Hilfekontext zwar durchaus Raum, geht allerdings auffallend oft mit einer Präsentation als gute Mutter und kooperierende Hilfeteilnehmerin einher.

Diese Beobachtung wirft für mich die Frage auf, inwieweit diese Darstellung durch das Bedürfnis beeinflusst ist, sich in einem positiven Licht zu präsentieren, besonders angesichts meiner wahrgenommenen Nähe zum Hilfekontext. Es könnte sein, dass die Mütter dadurch weniger offen über ihre wahren Empfindungen und Erfahrungen sprechen,

was die Authentizität und Tiefe ihrer Erzählungen beeinflussen könnte. Es ist deshalb wichtig, diese Dynamik zu reflektieren und in der Auswertung der Interviews zu berücksichtigen, um ein möglichst unverfälschtes Bild ihrer Erfahrungen und Ansichten zu erhalten.

Angesichts der Tatsache, dass ich zum ersten Mal biographisch-narrative Interviews durchgeführt habe, spielten zudem eine gewisse Unsicherheit und Unerfahrenheit eine Rolle. Eine Herausforderung war, insbesondere beim ersten Interview, mir Stichpunkte zu machen, meine Aufmerksamkeit zu signalisieren, zugewandt zuzuhören und gleichzeitig die nächste erzählgenerierende Nachfrage bereit zu halten. Die erforderliche Konzentration für dieses Multitasking hat mitunter die Verbindung zur Biographin beeinträchtigt. Die weiteren beiden Interviews stellten sich als speziell dar, da die beiden Biographinnen das gesamte Interview selbstständig mit der Stegreiferzählung füllten. In Anbetracht der Länge der beiden Interviews habe ich daher auf erzählgenerierende Nachfragen verzichtet.

6.4. Auswertungsprozess

Die Auswertung erfolgt entsprechend der theoretischen Grundlagen der Biographischen Fallrekonstruktion nach Gabriele Rosenthal. Da es den Rahmen dieser Arbeit überstiege, alle geführten Interviews ausführlich auszuwerten, fiel die Wahl auf die Methode der Globalanalyse. Auf diese Weise können alle drei Interviews analysiert und miteinander kontrastiert werden.

6.4.1. Memo

Sobald mit dem:der Interviewpartner:in Kontakt aufgenommen wird, solle ein Memo angelegt und mit jeder Begegnung ergänzt werden (Rosenthal 2015, S. 97). Das Memo beinhalte alle Beobachtungen, die nicht über die Tonaufnahme zugänglich seien und strukturiere zudem die Informationen des Interviews bereits entsprechend der Kriterien einer Fallrekonstruktion: Die biographischen Daten werden chronologisch

notiert und die während des Interviews vorgenommenen Stichpunkte in der Reihenfolge der Erzählung mit Hinweisen zur Ausführlichkeit und Textsorte aufgeführt (ebd. S. 98).

6.4.2. Globalanalyse

Die Globalanalyse entspräche bereits dem Verfahren einer Fallrekonstruktion (Rosenthal 2015, S. 98). Diese erste vorläufige Auswertung erfolge anhand des Memos als Datengrundlage (ebd.).

Ziel der biographischen Fallrekonstruktion sei es, die sequenzielle Gestalt der Lebensgeschichte zu erfassen, Handlungsabläufe und Erlebnisse im Gesamtzusammenhang zu rekonstruieren und in ihrer Genese zu verstehen (ebd. S. 202). Daraus ergibt sich das „Verbot zur Gestaltzerstörung“ (Rosenthal 1995, S. 208). Dazu verbindet Rosenthal in ihrem Verfahren Schützes Textanalyse mit Oevermanns Hermeneutik und Fischers thematischer Feldanalyse (Rosenthal 2015, S. 202). Es gilt, die erlebte Lebensgeschichte (Vergangenheit) zu entschlüsseln und ihre Darstellung (Gegenwart) zu analysieren (ebd. S. 203). Grundlegend sei die Annahme, dass sich Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges gegenseitig beeinflussen (Rosenthal 1995, S. 17).

Die Auswertung erfolge anhand folgender Schritte:

1. Sequenzielle Analyse der biographischen Daten
2. Text- und thematische Feldanalyse (erzähltes Leben)
3. Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebtes Leben)
4. Feinanalyse einzelner Textstellen (kann jederzeit erfolgen)
5. Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte
6. Typenbildung

Diese werden im Folgenden näher beleuchtet.

1. Sequenzielle Analyse der biographischen Daten

Ziel der sequenzielle Analyse sei es, zu erfassen, was Erlebnisse in der Vergangenheit bedeutet haben (Rosenthal 2015, S. 206). Sie beziehe sich auf die objektiven Daten, welche anhand ihrer zeitlichen Abfolge über

alle verfügbaren Quellen zusammengetragen werden (ebd. S. 204). Für die Analyse erfolge eine Kontextualisierung in historische Ereignisse sowie in Bezug auf Sozialisationstheorie und Entwicklungspsychologie (ebd.). Einem abduktiven Verfahren folgend werden die einzelnen Daten schrittweise ausgelegt, in den Kontext gesetzt und daraus Handlungsprobleme herausgearbeitet, Handlungsalternativen entworfen und Folgehypothesen entwickelt (ebd. S. 205). Es werde folglich abduktiv bei den Fakten angesetzt und nicht wie beim induktiven Verfahren mit einer Hypothese angefangen (Rosenthal 1995, S. 211). Die biographischen Erlebnisse werden chronologisch aufgeschichtet und Strukturen sichtbar, die sich herausgebildet, reproduziert oder verändert haben (ebd. S. 215). Am Ende sind lediglich einzelne Strukturhypothesen als wahrscheinlich zu werten und werden in den folgenden Schritten überprüft (ebd. S. 217).

2. Text- und thematische Feldanalyse (erzähltes Leben)

Die Text- und thematische Feldanalyse nehme die Selbstrepräsentation in den Fokus und arbeite heraus, warum, wie, anhand welcher Themen, in welcher Reihenfolge und mit welchen thematischen Verknüpfungen diese gestaltet und präsentiert wird (Rosenthal 2015, S. 213 f.). Fokus sei also die Funktion und das Image der Selbstrepräsentation (ebd.). Ziel dabei sei es, sowohl die Gesamtgestalt als auch die funktionale Bedeutsamkeit ihrer Sequenzen zu erfassen (Rosenthal 1995, S. 215). Dem liege die Annahme zugrunde, dass die Elemente einer Lebensgeschichte in einem *gestalthaften* Zusammenhang stünden und damit nur innerhalb dieser Gestalt ihre funktionale Bedeutsamkeit erhielten (ebd. S. 22). Dabei müsse betrachtet werden, wie die Elemente organisiert seien, da eine bloße Addition die Gestalt verfehle (ebd. S. 23).

Während es bei der ausführlichen Biographischen Fallrekonstruktion den Interviewtext in Analyseeinheiten zu unterteilen und analysieren gelte, werden bei der Globalanalyse die im Memo notierten Themen samt der jeweiligen Hinweise zur Textsorte und Ausführlichkeit der Erzählung sequenziell ausgelegt (Rosenthal 2015, S. 99).

Über die Analyse des erzählten Lebens werde deutlich, wie die Biograph:innen aus der Gegenwartsperspektive auf ihre Erlebnisse und ihr Leben blicken (Rosenthal 1995, S. 215).

3. Rekonstruktion der Fallgeschichte (erlebtes Leben)

Bei der Rekonstruktion der Fallgeschichte werden die biographischen Daten mit den wortwörtlichen Aussagen und Erzählungen der Biographin kontrastiert (Rosenthal 2015, S. 219). Da es dazu des transkribierten Interviewtextes bedarf, fällt dieser Auswertungsschritt in der Globalanalyse weg.

4. Feinanalyse einzelner Textstellen (kann jederzeit erfolgen)

Um latente Sinnstrukturen zu ergründen, können einzelne Textstellen einer Feinanalyse unterzogen werden (Rosenthal 2015, S. 224). Diese basiere auf der Objektiven Hermeneutik Oevermanns (ebd. S. 228). Durch eine sequenzielle Analyse werde rekonstruiert, wie die Fallstruktur in der Interaktion reproduziert und transformiert werde (ebd.). In diesem Zuge werden außerdem die bisher gewonnenen Hypothesen überprüft und gegebenenfalls erweitert (ebd. S. 224). Dafür werden Textstellen ausgewählt, die womöglich einen tiefergreifenden Sinn enthalten als zunächst fassbar oder parasprachlich auffallen, also beispielsweise durch lange Pausen, Versprecher oder Abbrüche (ebd.). Weiterhin können Textstellen untersucht werden, deren Bedeutung bisher nicht ersichtlich war (Rosenthal 1995, S. 221).

Da es dazu des transkribierten Interviewtextes bedarf, fällt dieser Auswertungsschritt in der Globalanalyse weg. Allerdings wurden beim Interview mit Julia prägnante Passagen transkribiert und einer Feinanalyse unterzogen, um latente Sinnstrukturen und parasprachliche Auffälligkeiten aufzudecken.

Für die Transkription wurden die von Rosenthal nahegelegten Transkriptionszeichen verwendet (2015, S. 100):

Symbol	Bedeutung
,	kurzes Absetzen
(4)	Dauer der Pause in Sekunden

Symbol	Bedeutung
Ja:	Dehnung eines Vokals
((lachend))	Kommentar der Transkribierenden
/	Einsetzen des kommentierten Phänomens
nein	betont
NEIN	laut
viel-	Abbruch eines Wortes oder einer Äußerung
´nein	leise
()	Inhalt der Äußerung ist unverständlich; Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer der Äußerung
(sagte er)	unsichere Transkription
Ja=ja	schneller Anschluss
ja so war nein ich	gleichzeitiges Sprechen ab „so“

5. Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte

Im folgenden Schritt werden die erzählte und die erlebte Lebensgeschichte kontrastiert und auf Differenzen hin überprüft (Rosenthal 2015, S. 224 f.). Davon ausgehend werden mögliche Erklärungsansätze aufgestellt: Zum einen für die Unterschiede von Vergangenheits- und Gegenwartsperspektive und zum anderen für die gewählte Präsentation (ebd.).

Damit sei die Fallrekonstruktion abgeschlossen (ebd. S. 225).

6. Typenbildung

Erst bei der Typenbildung komme die Forschungsfrage ins Spiel (Rosenthal 2015, S. 225). Der analysierte Fall werde nun im Hinblick auf das Forschungsthema untersucht und ein Typus formuliert (ebd.). Dabei werden die Gestalt und die Regeln erschlossen, welche die Fallstruktur begründen (ebd. S. 81). Ausgehend von dieser Fallstruktur seien Rückschlüsse auf soziale Einheiten möglich, zu denen der rekonstruierte Fall gehöre (ebd. S. 227). Auch wenn es nur ein oder wenige Fälle seien, können durchaus Aussagen über die soziale Wirklichkeit eines Typus getroffen werden (Rosenthal 1995, S. 211).

Da die Globalanalyse ohne eine ausführliche Auswertung des Interviewtextes erfolge, könne auf ihrer Basis lediglich eine *vorläufige* Konzeptentwicklung sowie eine *vorläufige* Typenbildung vorgenommen werden (Rosenthal 2015, S. 99).

6.4.3. Theoretisches Sampling

Wir können nicht davon ausgehen, daß jeder Mensch in unserer Gesellschaft zu jedem Zeitpunkt in seinem Leben über eine Lebensgeschichte verfügt, die sich gestalthaft darbietet und sprachlich präsentierbar ist. (Rosenthal 1995, S. 99)

Lebensgeschichtliche Voraussetzungen beinhalten, dass internalisierte Muster und kognitive Kompetenzen vorhanden sind, dass es notwendig sei zu erzählen, dass Lebensgeschichte zumindest einige Handlungsspielräume und Lebensführungswechsel beinhalte, die Gesamtevaluationskongruent mit der erlebten Lebensgeschichte sei und der Lebenszusammenhang nicht zerstört sei (ebd.).

Daher erfolge zunächst eine Globalanalyse aller geführten Interviews, um im Anschluss eine Auswahl für die Einzelfallanalyse treffen zu können (ebd. S. 216).

Die Globalanalyse hat für das Gesamtsample ergeben, dass alle drei Interviews für eine ausführliche Fallrekonstruktion geeignet wären. Angesichts des zeitlichen Rahmens endet die Forschung im Rahmen dieser Masterarbeit allerdings bei den vorläufigen Ergebnissen der Globalanalysen.

6.5. Auswahl und Darstellung der Fälle

Das Gesamtsample ergibt sich entsprechend der Mütter, die sich zu einem Interview bereiterklären sowie die zuvor genannten Kriterien erfüllen.

Da alle drei Interviewten eine sich gestalthaft darbietende Lebensgeschichte sprachlich präsentieren können, werden alle drei global analysiert. Bei der Globalanalyse kristallisieren sich bei allen Interviews

spannende Erkenntnisse heraus, sodass alle drei für die Darstellung ausgewählt werden.

Bei der Darstellung der Fälle wird ein ergebnisorientierter Zuschnitt vorgenommen. Zwecks Lesbarkeit und Übersichtlichkeit werden die wichtigsten Ergebnisse der einzelnen Auswertungsschritte zusammengefasst vorgestellt. Die Vorstellung erfolgt angesichts der vertrauten Chronologie und direkt ersichtlichen Nachvollziehbarkeit anhand der biographischen Daten. Zu den jeweiligen kursiv markierten biographischen Daten werden wiederum Vergangenheits- und Gegenwartspektive kontrastiert sowie in den Gesamtzusammenhang der Handlungs- und Sinnstrukturhypothesen gestellt. Es wird sprachlich gekennzeichnet, ob es sich um vorläufige nicht verifizierte Hypothesen handelt oder solche, die über die bisher vorliegenden Daten und die darin erkennbare Struktur bestätigt werden konnten. Es ist insgesamt auf die Vorläufigkeit der Ergebnisse hinzuweisen: Über weitere Interviewtermine und eine ausführliche Fallrekonstruktion könnten weitere Lesarten gewonnen sowie Hypothesen aufgestellt, erweitert, verworfen oder belegt werden.

7. Forschungsergebnisse

7.1. Der Hilfekontext der Biographinnen

Die drei Biographinnen leben in der gleichen Muki gemeinsam mit ihren Kindern sowie einer weiteren Mutter und ihrem Kind. Jede Mutter hat für sich und ihr Kind ein Zimmer in einer großen Wohnung mit gemeinschaftlichen Zimmern (Wohnzimmer, Esszimmer, Küche, Badezimmer, Spielzimmer) und einem Büro der Betreuer:innen. Im Haushalt hat jede Mutter für jeweils eine Woche einen bestimmten Teil des Haushaltes (meist ein Bereich oder Zimmer) zu übernehmen sowie an einem Tag der Woche zu kochen. Einmal wöchentlich finden eine Kindergruppe und eine Müttergruppe und zweimal monatlich ein Ausflug mit der Gruppe und den Betreuer:innen statt. Es gibt feste Mahl-, Besuchs- und Ausgehzeiten, die den Muki-Alltag strukturieren.

Das Team der Betreuer:innen besteht aus fünf Kolleg:innen, die den Alltag mit 24h-Schichten und gelegentlichen Tagdiensten bestreiten. Einmal wöchentlich haben die Betreuer:innen eine Teamsitzung, einmal monatlich Team-Supervision und Dienstberatung mit den Kolleg:innen der anderen Mutter-Vater-Kind-Einrichtungen des Trägers. Die Mütter haben jeweils eine:n Bezugsbetreuer:in, welche:r die Hilfeplanung besonders im Blick behält. Im Alltag sind jedoch alle Kolleg:innen ansprechbar und begleiten den Alltag und die Arbeit an den jeweiligen Zielen. Es finden Wochengespräche statt, um die letzte Woche zu reflektieren und die nächste inklusive Terminen sowie Zwischenzielen zu planen. Halbjährlich werden in der Regel Berichte

verfasst und bei einer Hilfekonferenz mit dem Jugendamt und allen Beteiligten besprochen. In diesem Zuge wird zudem über die weitere Hilfeplanung gesprochen. Die Zuständigkeit im Jugendamt kommt durch den Bezirk der ehemaligen Meldeadresse der Mütter zustande – die Belegung der Muki erfolgt jedoch aus sämtlichen Bezirken.

Der individuelle Hilfekontext der Biographinnen besteht somit zentral aus der Muki selbst, jedoch zudem aus den zuständigen Fachkräften des Jugendamtes.

7.2. Die Biographin Julia (Globalanalyse mit Feinanalyse)

Julia ist 25 Jahre alt und wohnt mit ihrem vierjährigen Sohn Anton gerechnet vom Interviewzeitpunkt im September 2023 seit einem halben Jahr in der Muki.

7.2.1. Kontaktaufnahme und Interviewsetting

Wie in 6.3.1 beschrieben erfolgte die Kontaktaufnahme mit den Biographinnen über eine ehemalige Kollegin. Julia stößt zur Mütter-Gruppe dazu und setzt sich an die lange Seite des Tisches, sodass wir über Eck sitzen. Sie hört aufmerksam zu, hält Blickkontakt und berichtet zwischendurch von ihren bisherigen Interviewerfahrungen. Ihr Sohn Anton rennt derweil umher oder spielt nebenan im Spielzimmer. Als ich meine Ausführungen damit beende, dass sich alle Mütter überlegen können, ob sie gerne ein Interview mit mir führen wollen, sagt Julia so gleich, sie könne sich das gut vorstellen. Wir vereinbaren im Anschluss einen Termin für die nächste Woche.

Zum ersten Interview sind wir im Wohnzimmer der Muki und sitzen auf der Couch über Eck. Julia hat zuvor Anton in die Kita gebracht. Zu Beginn scheint Julia mit konkreten Fragen zu rechnen und auf solche zu hoffen. Ihre Stegreiferzählung ist knapp fünf Minuten lang und umfasst die Zeit von ihrer Geburt bis zur Zeit vor ihrem Einzug in der Muki. Die erzählgenerierenden Fragen bringen sie immer wieder in einen Erzählfluss, Julia öffnet sich im Gesprächsverlauf zunehmend

und erzählt auch von schwierigen Erinnerungen. Dabei hält sie oft und lange den Blickkontakt. Sie beendet das Interview nach 104 Minuten. Da ich mit den erzählgenerierenden Nachfragen lediglich bis zu ihrer Schulzeit vorgedrungen bin, verabreden wir einen zweiten Termin.

Das zweite Interview führen wir im Zimmer von Anton, der in der Kita ist. Wir sitzen einander gegenüber auf Sitzsäcken auf dem Boden. Durch das offene Fenster dringen Geräusche von der Straße herein. Julia wirkt entspannt und hält den Blickkontakt, kommt allerdings weniger in einen Erzählfluss, als beim ersten Gespräch. Sie knüpft an ihre erste Stegreiferzählung an und berichtet von der Zeit in der Muki. Es fällt auf, dass die Erzählform anders ist. Ihre Beschreibungen sind in der Stegreiferzählung sehr technisch: Die Betreuer:innen kommen weder als Einzelpersonen, noch als Gruppe vor, stattdessen sagt Julia „man“ habe ihr etwas beigebracht, „man“ habe ihr geholfen und „man“ gehe auf „die Mutter“ ein. Erst im erzählgenerierenden Nachfrageteil kommt sie in einen Erzählfluss, führt auf Nachfragen einzelne Erlebnisse aus und gibt einen Einblick in Beziehungen zu einzelnen Personen im Hilfekontext. Dennoch sind ihre Erzählungen kürzer und sie kommt im Kontrast zum ersten Interview seltener von einer Geschichte auf die nächste. Das Interview endet nach 71 Minuten, als Julia nichts mehr hinzuzufügen hat.

7.2.2. Lebensbiographie

Über die Globalanalyse wird nach jetzigem Erkenntnisstand deutlich, dass Julias Leben für sie von der wiederkehrenden Erfahrung bestimmt ist, nicht versorgt, nicht wahrgenommen, abgewertet und/oder allein gelassen zu werden. Sowohl im familiären als auch im institutionellen Kontext ist sie Machtasymmetrien ausgesetzt, die dazu führen, dass andere über ihr Leben bestimmen. Vermeintliche Rettungen und Hilfe führen nicht zu einer veränderten Situation. Demnach erlebt Julia andere Menschen überwiegend als Bedrohung. Im institutionellen Kontext entwickelt sie das Handlungsmuster Flucht als einzige Möglichkeit, um sich diesen Situationen zu entziehen und reproduziert dieses als

sie volljährig ist auch in ihrer Familie. Im Zuge ihrer Mutterschaft im Hilfkontext wandelt sich ihr Handlungsmuster hin zur aktiven Auseinandersetzung: Sowohl mit sich selbst und den eigenen Erfahrungen als auch mit den Betreuer:innen. Sie begehrt auf, statt hinzunehmen oder zu fliehen. In ihrer Erzählung präsentiert sie sowohl ihre Leidensgeschichte als auch deren Bewältigung: Sie stellt dar, wie sie durch die verschiedenen Abwertungen und das Ausgeliefertsein leidet, davor flieht und dagegen ankämpft sowie um Anerkennung ringt. Es kristallisiert sich ihr Präsentationsinteresse heraus: *„Mein Leid und meine Bewältigung auf der Suche nach Beachtung“*.

Kindheit

Julia wird im Jahre 1997 geboren. Ihre Mutter und ihr Vater leben mit einem vierjährigen Sohn zusammen in einer Altbauwohnung. Der ältere Stiefsohn des Vaters wohnt bei seiner Mutter. Julias Mutter ist Altenpflegerin. Da Julia noch in der Gebärmutter das Mekonium ausscheidet, wird ein Notkaiserschnitt durchgeführt, bei dem Mutter und Kind beinahe gestorben wären, jedoch gerettet werden können. Julias Vater verlässt während der Geburt immer wieder den Raum und sagt auf Nachfrage, im Zweifelsfall solle das Kind gerettet werden. Nach der Geburt verbringt Julia zwei Wochen im Brutkasten. Ihr wird wegen eines grünen Stars und eines grauen Stars im Alter von zwei Wochen eine Linse operativ entfernt, um eine Erblindung zu verhindern.

Gemessen an der Wohnsituation scheint die Familie finanziell ausreichend ausgestattet zu sein. Der Beruf der Altenpflegerin spricht jedoch für ein geringeres Einkommen. Fraglich ist, wie es um die berufliche Situation des Vaters steht. Die Eltern leben in einer Partnerschaft, das gemeinsame Kind ist bereits im Kleinkindalter. Julia wird demnach in eine insgesamt stabil wirkende Situation hineingeboren. Die Geburt und die erste Zeit danach sind jedoch von einer medizinischen Sonder-situation geprägt und ziehen für Julia gesundheitliche Konsequenzen nach sich, die sie, wie sich zeigt, für ihr restliches Leben einschränken und die womöglich zur Erschütterung der familiären Situation beitragen.

Ihr argumentierender Bericht dazu nimmt etwa ein Drittel ihrer Stegreiferzählung ein. Dies ist nicht nur ein chronologisch logischer Start der Erzählung, sondern zudem eine Einführung ihrer Biographie

mit jenen Ereignissen, die ihr weiteres Leben ausschlaggebend bestimmen. Da sie selbst keine Erinnerungen an ihre ersten Lebensjahre hat, zeigt ihr Bericht auf, wie in ihrer Familie über diese besondere Situation erzählt und gesprochen wurde. In der Feinanalyse fällt auf, dass Julia beschreibt, sie habe ihre Mutter im Mutterleib „vergiftet“. Sie präsentiert, was ihr von ihrer Mutter stetig vermittelt wurde: Sie selbst ist schuld. Sie benennt später im Interview wortwörtlich, ihre Mutter habe den Kindern vermittelt, diese seien schuld an ihrem Leben. Mit der Beschreibung der Geburt leitet sie gleich zu Beginn des Interviews die schwierige Beziehung zu ihrer Mutter ein. Während in der Stegreiferzählung lediglich die Ärzte und ihre Mutter vorkommen, ergänzt Julia im erzählgenerierenden Nachfrageteil zudem die Rolle und das Verhalten ihres Vaters während der Geburt. Mit dieser Kontrastierung polarisiert sie die im weiteren Verlauf deutlich werdenden Rollen ihrer beiden Elternteile. Der Fokus auf ihre Mutter zeigt indirekt auf, wie umfassend der Einfluss ihrer Mutter sein wird.

Julias Vater ist alkoholabhängig und dem großen Stiefbruder gegenüber gewalttätig. Julia bleibt verschont und bekommt die Gewalttätigkeit des Vaters nicht mit. Es gibt viel Streit zwischen den Eltern. Als Julia zwei Jahre alt ist, wird ihre kleine Schwester geboren. Julias Mutter trennt sich kurz darauf und zieht mit Julia und ihrer Schwester in eine Altbauwohnung. Ihren Vater sehen die beiden zunächst für ein halbes Jahr nicht und anschließend jedes zweite Wochenende. Julias Bruder verbleibt beim Vater.

Für Julia als Zweijährige sind Alkoholismus, Gewalttätigkeit und Streit unverständliche und bedrohliche Ereignisse. Die Trennung der Mutter und der Auszug bedeuten den Schutz vor ihrem alkoholabhängigen und gewalttätigen Vater, aber gleichzeitig zunächst den Kontaktabbruch zu ihm und ihrem Stiefbruder. Die Geburt der kleinen Schwester und der Auszug ziehen somit sowohl eine veränderte Familienkonstellation nach sich als auch einen veränderten Lebensmittelpunkt und insgesamt eine erhebliche Umgewöhnung.

Vom Alkoholismus ihres Vaters, seiner Gewalttätigkeit, den Streitereien ihrer Eltern, der Trennung der Mutter und der späteren Verhaltensänderung ihres Vaters erzählt Julia bereits in ihrer Stegreiferzählung. Sie betont, die Trennung sei nicht schlimm für sie gewesen,

da sich ihre Eltern nicht vor den Kindern gestritten hätten und sie ihren Vater nach der Trennung regelmäßig gesehen habe. Im Zuge der erzählgenerierenden Nachfragen erzählt sie jedoch von einer Situation, in der sich ihre Eltern heftig gestritten haben. Sie thematisiert zudem erneut die spätere Verhaltensänderung ihres Vaters und die Gewalt, die lediglich ihr Stiefbruder durch den Vater erlebt hat.

Julia scheint ihre eigenen bedrohlichen Erfahrungen mit den Gewalterfahrungen ihres Stiefbruders zu relativieren. Im Kontrast zu der Gewalt, die er erlebt hat, präsentiert sie ihre eigenen Erfahrungen als „nicht schlimm“.

Ihre heutige Perspektive auf ihren Vater und die Beziehung zu ihm überdecken die damaligen Erlebnisse. In ihrer Erzählung klingt ihr besonderer Status bei ihrem Vater an, der bereits in ihrer Beschreibung zur Situation nach ihrer Geburt eine Rolle spielt: Sie präsentiert ihn als denjenigen, der sie bei der Geburt retten wollte, der sie mit seiner Gewalttätigkeit verschont habe und der sich im späteren Verlauf gewandelt habe.

In der Kita fühlt sich Julia durch ihre dicke Brille mit Gummibändern anders und ausgeschlossen. Sie versteckt ihre Brille daher häufig oder macht sie kaputt. Mit sechs Jahren wird Julia in eine inklusive Förderschule eingeschult und dort wegen ihrer Legasthenie und Augenkrankheit individuell gefördert. Die Lehrer:innen halten die anderen Kinder an, nett zu ihr zu sein. Julia hat wenig Freunde, jedoch eine gute Freundin.

Bereits im Kindergartenalter erlebt Julia die Rolle als Außenseiterin. Sie wird handelnd aktiv und versucht, die Brille als Symbol ihrer Sonderstellung zu verstecken beziehungsweise zu zerstören. Durch diese Erzählung präsentiert sie ihr eigenes sich-zur-Wehr-Setzen. Auch in der Grundschule wiederholt sich ihr Sonderstatus durch die individuelle Förderung. Das Erleben von wie sie selbst sagt „gezwungenen“ Freundschaften steht im Kontrast zu Julias tatsächlicher Freundin. Julia macht die Erfahrung einer guten Freundschaft, in der sie trotz ihrer gesundheitlichen Einschränkung wertgeschätzt wird. In ihrer Präsentation wird diese Freundschaft zum Ausdruck ihrer Liebenswürdigkeit und zeigt, dass Julia die „Hilfe“ der Lehrer:innen als nicht hilfreich oder gar unnötig erlebt.

Die Situation mit ihrer dicken Brille, in der Kita sowie in der Grundschule beschreibt Julia bereits argumentierend in der Stehgreiferzählung. Sie präsentiert ihre Erfahrungen als nachvollziehbar negativ und herausfordernd. Im erzählgenerierenden Nachfrageteil benennt sie, sie habe die Erlebnisse im Alter von zwei bis acht Jahren verdrängt. Sie deutet erneut die einschneidenden Erlebnisse an und charakterisiert sie als so schlimm, dass sie sie verdrängen musste. Auf diese Weise belegt sie erneut ihr Leid und schützt sich gleichzeitig vor Nachfragen nach konkreten Situationen. Sie möchte aus Gegenwartsperspektive nicht erneut in die Erinnerungen eintauchen, sie jedoch als Teil ihrer Leidensgeschichte benennen. Im Kontrast zu ihrer Leidensgeschichte kann sie zudem ihre Stärke und Bewältigungskompetenz aufzeigen.

Als Julia neun der zehn Jahre alt ist, hat die Familie mitunter kein warmes Wasser und nicht genug zu essen, da Julias Mutter Geldprobleme hat. Julia kann sich nicht waschen, riecht und wird gemobbt. Ihre Mutter beschimpft und schlägt sie. Das Jugendamt kommt gelegentlich zu ihnen, führt Elterngespräche und unternimmt mit Julia und ihrer Schwester Ausflüge.

Die finanzielle Situation und ihre Folgen bedeuten für Julia eine existenzielle Bedrohung: Ihre Grundbedürfnisse werden nicht ausreichend erfüllt. Sie erfährt eine Misshandlung durch ihre Mutter und erhebliche Abwertungen durch andere.

In Julias Erzählung fügt sich das Thema Hilfekontext in ihrer Kindheit in das thematische Feld Depression ein. Sie erzählt von ihren Depressionen, dem Aufenthalt in der Psychiatrie und der Heimunterbringung. Dabei bestätigt sie den Zusammenhang ihrer Depression mit ihrer Mutter mit einem Hinweis zu ihrer emotionalen Verfassung im Laufe der späteren Rückkehr zu ihrer Mutter mit ihrem Sohn. Anschließend kommt sie auf ihre Kindheit sowie die Intervention des Jugendamtes zu sprechen. Sie evaluiert die Ausflüge und Gespräche des Jugendamtes als unzureichend in Anbetracht des fehlenden warmen Wassers und nicht ausreichenden Essens. Sie präsentiert somit zweierlei: Zum einen ihre brenzlige Situation und deren Folgen in Form von Deprivation, Misshandlung und Mobbing und zum anderen den Ursprung ihres Misstrauens dem Jugendamt gegenüber. Letzteres wird in einer Feinanalyse deutlich:

Ich weiß auch, dass recht lange das Jugendamt bei uns war. Ähm, wir haben dann immer Ausflüge mit dem Jugendamt gemacht, weil meine Mutter sowas sowieso nicht gemacht hat. Ähm (1), aber mehr hat das Jugendamt damals auch nicht wirklich gemacht ((mit Lachen in der Stimme)). [...] Also ich glaube die haben nicht ganz das Problem gesehen, dass meine Mutter eigentlich das Problem ist. (Julia 00:31:12)

Julia präsentiert sich als Wissende. Die lange Präsenz des Jugendamtes ist damit ein Fakt und keine bloße Erinnerung. Dennoch bleibt die tatsächliche Zeitspanne vage. Die Maßnahmen des Jugendamtes sind in Julias Erinnerung auf gemeinsame Ausflüge beschränkt. Damit verweist sie auf die mangelnde Beteiligung und Fürsorge ihrer Mutter und sagt indirekt, dass mehr nötig gewesen wäre. Insbesondere im Kontext und Kontrast zur verhältnismäßig langfristigen Anwesenheit des Jugendamtes wird die Unterstützung des Jugendamtes für Julia wortwörtlich lächerlich. Das Jugendamt habe das Problem nicht erkannt – die tief-sitzende Verletzung und das im-Stich-gelassen-Sein überspielt sie mit ihrer humorvollen Erzählung. Sie verdeutlicht die Inkompetenz des Jugendamtes und schützt sich gleichzeitig vor ihren Gefühlen.

Während sie in Bezug auf ihre Brille präsentiert, sich aktiv zur Wehr gesetzt zu haben, vermittelt sie, der Vernachlässigung und Misshandlung durch ihre Mutter zu Hause wehrlos ausgesetzt gewesen zu sein – ohne Hilfe und ohne Rettung. Angesichts der Machtasymmetrie ist sie der Situation ausgeliefert. Die daraus resultierende Verletzung ist so tiefgreifend, dass es bis heute ihr Präsentationsinteresse prägt.

Mit zehn Jahren wechselt Julia auf eine Blindenschule. Dort wird sie gemobbt, fühlt sich von den Lehrer:innen nicht wahrgenommen und schwänzt daher vermehrt. Als sie sich ihrer Mutter anvertraut, sagt diese, sie solle in die Schule gehen.

Die Abwertung in Julias Leben setzt sich fort. Sie entzieht sich der unangenehmen Situation durch Schwänzen. Somit wird sie als Handelnde aktiv – das Handlungsmuster Flucht scheint für sie die einzige Möglichkeit zu sein, um ihre Lage zu verändern. Gleichzeitig bedeutet das Schwänzen eine soziale Isolation.

Den Besuch der Blindenschule, das Mobbing und das Schwänzen beschreibt Julia bereits in ihrer Stegreiferzählung. Im erzählgenerierenden Nachfrageteil wiederholt sie die genannten Themen und ergänzt

diese um die Rolle der Lehrer:innen und ihrer Mutter. Auf diese Weise zeigt sie auf, dass die Erwachsenen sie in ihrem Leben nicht geschützt und ihre missliche Lage nicht verändert haben. Als Konsequenz muss sie selbst aktiv werden, hat allerdings keine Macht, die Situation selbst zu verändern, und flieht. Sie präsentiert das Schwänzen als nachvollziehbaren Schutzmechanismus und verringert damit potentielle moralische Bewertungen. Sie thematisiert allerdings auch ihre eigene Einsamkeit.

Im Kontrast zum wehrlosen Ausgesetztsein zu Hause kann sie der schwierigen Situation im institutionellen Kontext aktiv entfliehen.

Auf einer Klassenfahrt bekommt Julia mit elf Jahren beim Schwimmen im See einen Krampf und wird von einem Erzieher vor dem Ertrinken gerettet.

Julia kommt im späteren Teil des Interviews auf ein Schwimmturnier während der Oberschule zu sprechen und erwähnt ihre Angst vor dem Ertrinken. Dass ihre Angst bis in die Oberschule reicht, zeugt davon, dass die Erfahrung, fast zu ertrinken, ein nachwirkendes, wenn nicht sogar traumatisierendes Ereignis ist. Auf eine erzählgenerierende Nachfrage hin erzählt sie vom auslösenden Moment auf der Klassenfahrt. Das Thema „Rettung“ kommt damit das zweite Mal in ihrem Leben vor: Zuerst durch die Ärzte bei der Geburt und nun durch einen Erzieher auf der Klassenfahrt. Einzelne Personen bilden den Gegenpol zu den nicht wahrnehmenden und/oder misshandelnden Menschen in Julias Leben. Was Julia rückblickend vordergründig präsentiert, sind allerdings nicht die „Rettungen“, sondern die negativen Konsequenzen der Ereignisse: Die Entfernung der Linse (und dementsprechend ihre Brille) und die Angst vor dem Ertrinken. Auf diese Weise betont sie erneut: Niemand hat sie (wirklich) gerettet oder ihr (tatsächlich) geholfen.

Im Alter von 12 Jahren macht Julia mit ihren Geschwistern und ihrem Vater Urlaub. Auf der Fähre stößt ihre zehnjährige Schwester versehentlich ihre Brille ins Wasser. Julia nutzt die Brillenlosigkeit, um unangenehme Situationen zu entfliehen: Beim Besuch des Museums sagt sie, sie sehe nichts und langweile sich deswegen. Die Familie verlässt daraufhin das Museum.

Julia ist ihrer Augenerkrankung ohne ihre Brille ausgeliefert, verliert so aber ihr optisches Sonderstellungsmerkmal. In ihrer Erzählung präsentiert sie, wie sie ihre Einschränkung geschickt einsetzt, um Aufmerksamkeit und Anerkennung zu bekommen. Indem sie handelnd aktiv wird, macht sie die Erfahrung, dass sie ihren Vater beeinflussen kann. Julia zeigt erneut ihre besondere Stellung ihrem Vater gegenüber auf. Dass es sich bei der Situation um einen Urlaub handelt, wird zum Sinnbild dafür, dass Erlebnisse mit ihrem Vater und derartige positive Erfahrungen generell die Ausnahme in ihrem Leben bilden.

Jugend

Als sie 13 Jahre alt ist, entscheidet das Jugendamt, dass Julia sechs Wochen in einer Psychiatrie verbringen soll. Bei der Diagnostik dort wird eine Depression festgestellt.

Im Kontrast zur nicht hilfreichen Unterstützung des Jugendamtes in ihrer Kindheit erlebt Julia nun eine einschneidende Intervention. Der Psychiatrieaufenthalt bedeutet eine vorübergehende Trennung von ihrer Familie und ihrem Zuhause. Gleichzeitig bietet er das Potential, dass Julia mit ihren Gedanken, Erfahrungen, Schwierigkeiten und Wünschen von Fachkräften wahr- und ernstgenommen wird.

Das Thema Psychiatrie bringt Julia erst im erzählgenerierenden Nachfrageteil zur Sprache. Sie sagt, sie habe aus ihrer Lebensgeschichte bisher ausgelassen, dass sie mit 13 Jahren sechs Wochen in einer Psychiatrie verbracht habe:

Sie hat mich immer beschimpft und beleidigt und so etwas und ich hatte halt dann oft dann eingepipit oder sowas deswegen, und deswegen hat das Jugendamt damals gesagt, ich soll in die Psychiatrie gehen, um zu gucken, was so mit mir nicht stimmt so. Die haben dann halt herausgefunden, dass ich halt schon als junges Kind äh eine Depression hatte, eine sehr starke Depression gegenüber meiner Mutter. (Julia 00:22:17)

Die Feinanalyse zeigt: Julia benennt konkrete Handlungen ihrer Mutter, die als psychische Gewalt eingeordnet werden können. Die Regression in das kindliche Verhalten des Einnässens mit 14 Jahren spiegelt sich auch in ihrer kindlichen Wortwahl wider. Sie stellt den Zusammenhang zwischen der Regression und dem Verhalten ihrer Mutter her

und begründet damit die Intervention des Jugendamtes – die Depression selbst stellt sie jedoch nicht in eine klare Ursache-Folge-Formulierung.

Julias Wortwahl „was mit mir nicht stimmt“ macht deutlich, dass sie die Problemdefinition trotz der verursachenden psychischen Gewalt ihrer Mutter auf sich selbst bezieht. Thematisch reiht sich dies in das ein, was ihre Mutter ihr in ihrer Kindheit vermittelt hat: Julia ist schuld, Julia ist das Problem. Das Jugendamt und die Psychiatrie treten als Institutionen auf, die Anweisungen geben und Diagnosen stellen.

Julia fokussiert sich auf den Vorlauf des Psychiatrieaufenthaltes sowie dessen Ergebnis in Form einer Diagnose. Ihren Leidensdruck und die Erfahrung in der Psychiatrie selbst spart sie aus ihrer Erzählung aus. Womöglich schützt sie sich aus Gegenwartsperspektive vor den schmerzhaften Emotionen, die damit verbunden sind. Zudem zeigt sie (wie im weiteren Verlauf deutlich wird) so auf, dass der Psychiatrieaufenthalt aus ihrer Sicht nicht geholfen hat. Das Potential, wahr- und ernstgenommen zu werden, erfüllt sich für sie nicht.

Im Anschluss an den Psychiatrieaufenthalt bringt das Jugendamt die 13-jährige Julia in einem Heim unter. Sie kehrt zurück zur Schule, wo sich das Mobbing kurzfristig bessert. Im Heim lebt Julia zwei Jahre, hält sich nicht an die Regeln, kommt spät nach Hause und ist unbeeindruckt von den ihr auferlegten Strafen wie Fernsehverbot.

Die Heimunterbringung bedeutet für Julia nach der Psychiatrie einen erneuten und nun langfristigen Wechsel ihres Lebensmittelpunktes und gewohnten Umfeldes. Nachdem sie zuvor der Macht ihrer Mutter ausgeliefert war, ist es nun die Macht des Jugendamtes, die über ihr Leben bestimmt. Wie zuvor im institutionellen Kontext reproduziert sie ihr Handlungsmuster „Flucht“.

Ich hab' einfach mein Leben dort gelebt, war kaum dort und hab' nie wirklich Ärger bekommen oder sowas und das hat mich irgendwie auch nichts gelernt irgendwie im Leben so. (Julia 00:23:39)

Ihre Formulierung vermittelt, dass es sich aus Julias Sicht erübrigt, zu ihrer Zeit im Heim mehr zu sagen. Sie sei viel unterwegs gewesen und habe dennoch kaum Konsequenzen erfahren. Sie scheint geradezu eine Gleichgültigkeit ausdrücken zu wollen. „Das“ Heim oder „das“

Leben dort habe sie in ihrem Leben nicht weitergebracht. Die Passivformulierung „hat mich nichts gelernt“ zeugt einerseits davon, dass keine Einflussnahme möglich war. Andererseits steckt in der Wortwahl „lernen“ (statt „lehren“) auch ein Subjektbezug, sprich die indirekte Aussage, sie selbst habe nichts gelernt, nichts lernen wollen, keine Prägung zulassen wollen. Das mehrfach verwendete „irgendwie“ kann als (unterbewusste) Ambivalenz verstanden werden oder aber davon zeugen, dass es Julia schwerfällt, ihre Erfahrungen zu verbalisieren.

Aus Gegenwartsperspektive wird das einschneidende Erlebnis der Unterbringung in Julias Erzählung zu einem nebensächlichen Fakt. Sie resümiert in Hinblick auf die Psychiatrie und die Heimunterbringung:

*„Ich fand es halt nie wirklich (1) **bedeutsam** in meinem Leben so, das sind halt zwei Sachen die waren, fertig.“ (00:24:03)*

Julia macht eine Abgrenzung deutlich: Die Psychiatrie und das Heim hatten keine wirkliche Bedeutung. Auf diese Weise begründet sie, warum sie die beiden Aspekte bisher aus ihrer Lebensgeschichte ausgelassen hat. Durch das Sprechen im Präteritum vermittelt Julia, sie hätte es nicht nur rückblickend, sondern auch in der Vergangenheit bereits so eingeordnet. Obwohl sie vor dem Erleben im Heim geflohen ist, räumt sie ihm aus Gegenwartsperspektive keine Macht und keine Einflussnahme auf ihr Leben ein. Einerseits scheint sie sich vor emotionalen Erinnerungen zu schützen. Andererseits präsentiert sie, dass die vermeintliche Hilfe für sie keine solche ist, sie aber (bis auf die Möglichkeit zu fliehen) machtlos der Situation ausgeliefert ist. Womöglich hat der Heimaufenthalt auch im Kontrast zur Vernachlässigung und Misshandlung durch ihre Mutter aus Gegenwartsperspektive keine Bedeutung für Julia.

Zur 7. Klasse wechselt Julia mit 14 Jahren erneut die Schule: in eine Förderschule mit sonderpädagogischem Schwerpunkt Lernen. Sie findet den Unterricht nicht interessant und lernt nichts. Die Lehrer:innen meckern sie wegen Nichtigkeiten an. Julia schwänzt vermehrt mit ihrer Schwester gemeinsam, welche ebenfalls Schwierigkeiten an ihrer Schule hat.

In der Stegreiferzählung benennt sie den Schulwechsel nur kurz mit einigen Stichworten, im erzählgenerierenden Nachfrageteil erzählt sie

einzelne Erfahrungen aus. Der Schulwechsel stellt einen Wendepunkt hinsichtlich des Mobbing dar. Allerdings wiederholt sich das Erlebnis einer negativen Beziehung zu den Lehrer:innen. Julia reproduziert ihr Handlungsmuster „Flucht“ und präsentiert die Institution Schule nach wie vor als bedrohlichen Ort und das Schwänzen als Selbstschutzmechanismus. Im Kontrast zu ihren bisherigen Erfahrungen mit Einsamkeit beim Schwänzen bekommt die Flucht vor den Lehrer:innen und vor den schulischen Inhalten nun einen positiven Gegenpol: Eine gemeinsame Flucht mit ihrer Schwester. Das gemeinsame Schwänzen zeigt sie in ihrer Erzählung als zusammenschweißende Erfahrung: Ein Schwestern-Geheimnis, das zum Sinnbild für die veränderte Schwesternbeziehung wird. Zudem wird das bisher *passive* Handlungsmuster Flucht vor einer negativen Situation zu einer *aktiven* Handlung im Sinne einer Flucht zu einer positiven Situation.

Zur 9. Klasse wählt die 15-jährige Julia den Schwerpunkt Kochen und wechselt daher die Klasse. An den Kochprojekten entwickelt Julia Freude und Ehrgeiz. Sie ist nun nicht mehr in der gleichen Klasse mit ihrer besten Freundin, geht ihr zuliebe jedoch mit in ihre Tanz AG. Ihre beste Freundin bestärkt sie darin, Nein zu sagen und sich gegen andere durchzusetzen.

Im erzählgerierenden Nachfrageteil erzählt Julia im Anschluss an das Schwänzen mit ihrer Schwester ausführlich und beschwingt von ihren Erfahrungen ab der 9. Klasse. Der Klassenwechsel bedeutet einen Wendepunkt in Julias Schulkarriere: Erstmals entwickelt sie Ehrgeiz und Freude an schulischen Projekten. Sie wird dadurch zwar von ihrer besten Freundin getrennt und ist mehr auf sich gestellt, hält aber den Kontakt und lernt von ihr, Nein zu sagen. Julia erlebt in zweierlei Hinsicht Selbstwirksamkeit: Zum einen bei Kochprojekten und zum anderen beim sich-zur-Wehr-Setzen. Ihre Erzählweise zeigt, wie positiv die Erfahrung, eine aktiv handelnde Akteurin zu sein, sowohl aus Vergangenheits- als auch aus Gegenwartsperspektive für Julia ist.

Mit 16 Jahren wird Julia zu ihrer Mutter rückgeführt. Ihr Vater trinkt nicht mehr.

Julia nennt das zuvor zitierte ausbleibende Lernen im Heim explizit als Grund dafür, dass sie nach zwei Jahren zu ihrer Mutter rückgeführt wird:

[...] und das und deswegen hat auch das Jugendamt damals gesagt, ich kann zurück zu meiner Mutter gehen, nach zwei Jahren, ä:hm, ja (1). (Julia 00:23:49)

Am Ende scheint sie in Gedanken hängen zu bleiben, womöglich zu überlegen, ob sie noch etwas dazu sagt, tut es aber letztlich nicht. Sie vermittelt, dass nach zwei Jahren auch das Jugendamt endlich begriffen hat, dass die Unterbringung im Heim nicht hilfreich oder zielführend ist. Gleichzeitig bedeutet die Rückführung zu ihrer Mutter die Rückkehr in eine alltägliche Beziehung zu ihrer Mutter, die in der Vergangenheit abwertend und misshandelnd war und bei Julia Depressionen zur Folge hatte. Allerdings ist sie inzwischen älter und es ist eine Zeit vergangen, in der sich ihre Mutter hätte ändern können. Obgleich ihr Vater nicht mehr trinkt und Julia erzählt, er sei dadurch ein anderer Mensch geworden, erfolgt die Rückführung zur Mutter. Unklar ist, ob die Rückführung zum Vater eine Option gewesen wäre. Wieder bestimmt das Jugendamt über Julias Leben.

An dieser Stelle ihres Lebens beendet Julia ihre Stegreiferzählung im ersten Interview mit dem Satz:

„Joa, das ist dann jetzt bis jetzt meine Lebensgeschichte ((lacht)) bis auf die Muki.“ (Julia 00:05:09)

Sie klammert das Leben in der Muki aus ihrer Lebensgeschichte aus und erwähnt es erst nach dem Lachen in einem Nachsatz. Denkbar ist einerseits, dass sie das benannte Forschungsinteresse im Sinn hat und deshalb eine Trennung vornimmt. Andererseits wird in der weiteren Analyse deutlich, dass ihre Mutterschaft einen Wendepunkt in ihrem Leben darstellt, der die Trennung nachvollziehbar macht.

Mutterschaft

Als Julia 18 Jahre alt ist, streitet sie sich mit ihrer Mutter und haut zu ihrem Freund Daniel nach Hessen ab. Sie zieht bei ihm ein, kocht, putzt und verbringt viel Zeit mit ihm. Mit der Zeit verbringen Julia und Daniel allerdings immer weniger Zeit miteinander. Er kontrolliert ihr Handy, schreibt in ihrem

Namen Nachrichten, verbietet ihr den Kontakt zu anderen Männern und wird leicht aggressiv. Julia nimmt sein Verhalten hin.

Ihr Freund und das Wohnen bei ihm sind zunächst ein selbstgewählter Zufluchtsort für Julia. Da sie volljährig ist, kann sie selbst über ihr Leben bestimmen. Indirekt vermittelt sie zudem: Es gab einen Grund, vor der Mutter zu fliehen. Dies spricht dafür, dass sich das Verhalten ihrer Mutter und ihre Beziehung zu ihr in den zwei Jahren des Heimaufenthaltes nicht verbessert hat. Julia berichtet sehr knapp von der Anfangszeit der Beziehung. Die Gegenwartsperspektive wird von den auf die Anfangszeit folgenden Erfahrungen überschattet: Julias Zufluchtsort wird zunehmend zu einem Ort, an dem sie eingesperrt und kontrolliert wird. Daniels Verhalten offenbart sich vermehrt als soziale Gewalt. Er übt Macht über sie aus, der sie ausgeliefert ist. In ihrem damaligen Erleben hält sie sein Verhalten für den normalen Teil einer Beziehung – womöglich auch, weil sie keinen anderen Ort hat, wo sie leben kann oder möchte. In ihrer Erzählung kontrastiert sie ihre damaligen Gedanken mit ihrer heutigen Sichtweise. Sie erklärt und rechtfertigt ihr damaliges Verhalten und präsentiert sich als reflektiert.

Julias Bruder bekommt eine unbekannte Krankheit, er kann nicht richtig atmen. Er wird über vier Jahre hinweg mehrfach operiert und ist einige Male im künstlichen Koma. Julias Schwester bekommt in dieser Zeit im Abstand von zwei Jahren ihre beiden Söhne. Schließlich stellen die Eltern die Geräte bei Julias Bruder ab, weil es keine Hoffnung auf Genesung gibt. Er stirbt mit 26 – Julia ist inzwischen 22 Jahre alt.

Die Krankheit und schließlich der Tod ihres Bruders sind hoch emotionale und einschneidende Ereignisse in ihrem Leben. Sie beginnt zu weinen, als sie davon erzählt und verdichtet die Zeit der Krankheit anhand zentraler Eckdaten. Anschließend erzählt sie von der Zeit nach seinem Tod, von ihrer Trauer und Situationen im Alltag, in denen es für sie besonders schwer ist, wie an Weihnachten oder beim Anschauen von alten Fotos und Videos. Über das Thema Weihnachten kommt sie auch auf ihre beiden Neffen zu sprechen. Für die beiden bemühen sie und ihre Schwester sich, trotz des Geburtstages des verstorbenen Bruders an Heiligabend ein schönes Weihnachtsfest zu gestalten. Die Geburt der beiden Neffen kommt nicht in ihrer Erzählung vor, vermut-

lich, da sie nicht in das thematische Feld der Krankheit passen. Sie betont, wie nah sie und ihr Bruder sich gewesen seien. Dass er in ihren Erzählungen zur Kindheit dennoch kaum vorkommt zeugt von ihrem anhaltenden Schmerz angesichts seines Todes.

Nach dem Tod ihres Bruders stellt Julia fest, dass sie schwanger ist. Daniel ist nicht interessiert daran, Verantwortung zu übernehmen. Sie stellt fest, dass sie ihn nicht liebt und von ihm weg möchte, schreibt ihrer Schwester von der Schwangerschaft und spricht schließlich mit ihrer Mutter. Mit Geld von ihrem Vater kauft sie sich ein Ticket nach Hause und zieht zurück zu ihrer Mutter. Dort angekommen schreibt sie Daniel, dass sie sich trennt.

Die Schwangerschaft wird zu einem Wendepunkt in ihrer Beziehung zu Daniel. Julia wird die soziale Gewalt der Beziehung und Daniels Desinteresse erneut vor Augen geführt. Es gelingt ihr, sich bei der Trennung von ihm Unterstützung bei ihrer Familie zu holen. Andererseits bedeutet dies die erneute Rückkehr zu ihrer Mutter. In der Vergangenheit hat Julia die Erfahrung gemacht, dass sich ihre Mutter und die Beziehung zu ihr auch im Laufe der getrennt verbrachten Zeit nicht verändert. Es besteht folglich die Gefahr, dass Julia mit der Rückkehr wieder der Abwertung durch ihre Mutter ausgesetzt ist – es gibt allerdings keine Handlungsalternativen für sie. In ihrer Stegreiferzählung berichtet sie:

„Und dann habe ich mich entschieden, trotzdem das Kind zu bekommen (1) u:nd bin dann zu meiner Mutter gefahren und (1) sie hat mir dann auch sehr äh (1) geholfen (1) und sowas.“ (Julia 00:04:56)

Julia präsentiert eine aktive und selbstbestimmte Entscheidung für ihr Kind, obgleich „das Kind“ im damaligen Erleben eher noch ein von ihr unabhängiges Objekt ist. Sie trifft diese Entscheidung, obwohl sie, wie sie zuvor berichtet, vom Vater des Kindes nicht unterstützt wird. Mit einer Pause und einem lang gezogenen „und“ offenbart sie die Konsequenz ihrer Entscheidung: Die Rückkehr zu ihrer Mutter. Im Kontrast zum restlichen Interview kommen in diesem kurzen Teil des Satzes Pausen gehäuft vor. Julia sucht für diese Zeit nach passenden Worten und wählt schließlich das Wort „helfen“. Die umringenden Füllwörter und Pausen lassen die Hilfe der Mutter fragwürdig erscheinen. Julia verweist bereits darauf, dass der Rückkehr zu ihrer Mutter eine psychische Belastung folgt.

Im Haushalt ihrer Mutter ist viel Platz für Julia und ihren Sohn Anton. Im Kontakt zu ihrer Mutter wird Julia zunehmend wütender und trauriger. Als sie selbst 24 und ihr Sohn drei Jahre alt ist, bekommen sie Familienhilfe. Einmal pro Woche gehen die beiden zum Standort des Trägers, wo Anton spielen kann und Julia vom Familienhelfer bei der Kitasuche unterstützt wird. Gelegentlich kommt der Familienhelfer zu Gesprächen zu ihnen nach Hause, dann ist auch Julias Mutter mit dabei. Nach neun Monaten kommt eine Familienhelferin dazu.

In ihrer Erzählung über das Verhältnis zu ihrer Mutter und ihrer daraus resultierenden Depression im erzählgenerierenden Nachfrageteil wird deutlich, warum Julia in der Stegreiferzählung sehr zögerlich das Wort „helfen“ benutzt hat: Im Kontrast zu ihrer Partnerschaft und angesichts der angespannten Situation des Wohnungsmarktes ist es zwar eine Hilfe, mit Anton bei ihrer Mutter unterkommen zu können, für ihre psychische Gesundheit ist das Zusammenleben allerdings nicht zuträglich. Nach ihrer erfolgreichen Flucht vor der Mutter ist sie nun gezwungen, zu ihr zurückzukehren, wieder ist sie ihr ausgeliefert.

Der Hilfekontext tritt in ihrem Erwachsenenleben zunächst als externe Unterstützung ein. Im erzählgenerierenden Nachfrageteil des zweiten Interviews sagt Julia, es sei schön, im Alltag ein bisschen Hilfe zu haben und kommt auf die Kitasuche zu sprechen, bei der sie durch den Familienhelfer unterstützt wird. Andererseits präsentiert sie die Deutungskonflikte, die sie mit der Familienhelferin hatte:

*„Ich kann mein Kind selber einschätzen so, aber sie war halt immer der Meinung, dass ich das **nicht** könnte, so die von der Muki meinten auch, dass ich das selber kann.“ (Julia II 00:35:24)*

Neben Unterstützung erfährt Julia auch eine Machtasymmetrie im Hilfekontext. Ihre eigene Einschätzung und entsprechend auch ihre eigene Erfahrung und Expertise als Mutter wird von der Familienhelferin in Frage gestellt. Ihre Kompetenz stellt sie in ihrer Erzählung als feststehende Größe dar, während sie das Infragestellen durch die Familienhelferin lediglich als „Meinung“ präsentiert. Im letzten Halbsatz belegt sie dies durch die später folgende Aussage der Betreuer:innen in der Muki. Somit wird deutlich: Sie ringt zwar um Anerkennung ihrer eigenen Sicht, ist aber angesichts der Machtasymmetrie auf Angehörige des

Hilfekontexts angewiesen. Gleichzeitig betont sie ihre Kompetenz und präsentiert sich als gute Mutter, die ihr Kind selbst einschätzen kann.

Als Julia 25 und Anton 4 Jahre alt ist, macht sich Julias Vater Sorgen darüber, dass Julia nicht abwäscht, nicht aufräumt und die Wäsche nicht richtig wäscht. Er gibt dem Jugendamt ohne vorheriges Gespräch mit Julia den Hinweis, dass seine Tochter Hilfe brauche. Das Jugendamt macht einen Hausbesuch und stellt fest, dass die Wohnung nicht kindersicher ist. Julia soll in eine Muki ziehen. Die Familienhelferin sucht nach einer passenden Einrichtung.

Der Hilfekontext bestimmt nun einen noch größeren Teil ihres Lebens. In der Vergangenheitsperspektive erlebt Julia die Meldung ihres Vaters an das Jugendamt als Vertrauensbruch. Sie erzählt von einem klärenden Gespräch nach ihrem Einzug, bei dem sie sich mit ihrem Vater ausspricht und die beiden die jeweils andere Perspektive einsehen. In der Gegenwartsperspektive präsentiert Julia – um ihre Beziehung zu ihm nicht zu gefährden – die Beweggründe ihres Vaters nachvollziehen und sein Handeln akzeptieren zu können. Angesichts der bereits installierten Familienhilfe ist die Frage, ob die Unterbringung auch unabhängig von der Meldung des Vaters bereits Thema ist. Der Einzug in die Muki ist zwar heteronom angestoßen, bietet Julia allerdings die erneute Möglichkeit, ihrer Mutter zu entfliehen. Da Julia sich selbst als gute Mutter sieht, empfindet sie eine dermaßen drastische Intervention des Jugendamtes als unangemessen. Julias Handlungsoptionen mit Blick auf ein gemeinsames Leben mit ihrem Sohn sind angesichts der Macht des Hilfekontextes jedoch sehr eingeschränkt. Der Hilfekontext wird potenzieller Fluchtort und Eingriff zugleich. Wie Julia die Unterbringung erlebt, hängt folglich davon ab, inwieweit es dem Jugendamt gelingt, eine Problemkongruenz mit Julia herzustellen. In ihrer Erzählung benennt sie ihre mangelnde Kontrolle über ihren Alltag als Grund für die Unterbringung. Sie scheint diese Bewertung anzunehmen, betont sie allerdings als Vergangenheit. Auf diese Weise präsentiert sie sich als reflektiert, einsichtig, lernfähig und damit als gute Mutter, die inzwischen Kontrolle über ihren Alltag hat. Ihre Vergangenheitsperspektive, in der sich die Erfahrung wiederholt, dass andere über ihr Leben bestimmen, rückt damit in den Hintergrund.

Julia zieht in die Muki ein, fühlt sich zu Beginn sehr unwohl, freundet sich jedoch mit der Zeit mit den anderen Müttern an und geht eine Arbeitsbeziehung mit den Betreuer:innen ein.

Im ersten Interview kommt der Einzug in die Muki über eine erzählgenerierende Nachfrage zur Sprache, als Julia ihre Angst vor dem Einzug benennt und die Interviewerin nach der Situation des Einzugs fragt.

*Da: hab ich mich erst so unwohl gefühlt, weil ich so (1) Menschen, also viele Menschen, nicht so gerne mag, so. Ähm, und dann habe ich mich recht am Anfang sehr verschlossen gefühlt, aber bin immer wieder rausgekommen, hab mich mit den Leuten unterhalten und wollte auch zeigen, dass ich das mit Anton auch **kann** und dass ich halt 'ne **gute** Mutter sein kann. (Julia 00:57:51)*

Sie begründet ihr Unbehagen nach einer kurzen Pause und über einen spezifizierenden Einschub mit den vielen Menschen in der Einrichtung. Deswegen habe sie sich „sehr verschlossen gefühlt“. Einerseits scheint Julia damit zu sagen, dass sie sich als zurückhaltend und in sich gekehrt empfunden hat. Andererseits könnte die Wahl des Verbs „fühlen“ statt beispielsweise „sein“ dafür sprechen, dass das Verschlossenfühlen vom Außen kam, von den vielen Menschen, die sie womöglich als unangenehm oder gar bedrohlich wahrnimmt. Es folgt die Wendung, indem Julia beschreibt, sie habe sich zunehmend gezeigt und sei auf die anderen zugegangen. Sie fügt hinzu, dass ihr Kind ein weiterer Beweggrund gewesen sei, die Verschlossenheit zu überwinden: Julia will ihre Mutterschaft sichtbar machen und ihre Kompetenzen als gute Mutter beweisen. Das erschwerte Ankommen in der Mütter-Gruppe wird über die Globalanalyse als natürliche Reaktion auf ihre negativen Erfahrungen in der Vergangenheit verstehbar.

Über den Einzug und ihr anfängliches Unwohlsein kommt Julia auf die im Haushalt der Muki zu erledigenden Ämter, ihre Eigeninitiative sowie den Kontakt mit den anderen Müttern zu sprechen. Die positiven Erlebnisse mit den anderen Müttern stehen im Kontrast zu den Diskussionen mit den Betreuer:innen. Sie beschreibt und evaluiert den Umgang der Betreuer:innen als verdichtete Situationen:

Also zum Beispiel, wenn du jetzt Mutter hier bist und du hast schon viele Erfahrungen so mit deinem Kind gemacht. Du kannst dein Kind super einschätzen, da habe ich manchmal das Gefühl, so, die glauben einem nicht

*so wirklich oder glauben meine Einschätzung nicht und so was. Und dann waren die manchmal (1) so etwas bestimmen, ähm was eine Mutter irgendwie nicht so wirklich so sieht so, nicht so gut findet und dann fühlt man sich auch immer so ein bisschen unterdrückt so (1), weil man denkt, ja, **ich** bin doch die Mutter, aber warum haben die denn so das letzte Wort so oder warum denken die dann ist es besser so, auch wenn sie mir erklären, aber ich trotzdem nicht das Gefühl habe, dass es gut so und dass das, das ist immer so ein so ein Thema bei mir, was ich nicht so schön finde, weil ich hab das Gefühl ähm, dass sie das nicht so richtig wahrnehmen oder nicht verstehen wollen in der Situation. (Julia 01:05:14)*

Julia führt ein Beispiel an mit der Bedingung einer erfahrenen Mutter, die ihr Kind gut einschätzen kann. Dabei spricht sie in „Du“-Perspektive, womöglich, um die Empathie der Interviewerin zu aktivieren, indem sie sich diese direkt angesprochen fühlt. Oder um das Beispiel von sich selbst zu lösen und damit als allgemeingültig zu präsentieren. Wenn sie dann jedoch das Handeln der Betreuer:innen beschreibt, wechselt sie einerseits in die Ich-Perspektive (ich habe das Gefühl, meine Einschätzung). Damit wird das Beispiel konkret und macht eine eigene Erfahrung sichtbar. In einem Einschub formuliert sie andererseits „die glauben einem nicht“, wodurch deutlich wird: Julia scheint entweder ein generelles Misstrauen der Betreuer:innen gegenüber den Müttern aus der Einrichtung wahrzunehmen oder will das Beispiel wieder von sich selbst lösen. Das „nicht glauben“ relativiert sie mit „nicht so wirklich“ und „manchmal“ – womöglich, da die Interviewerin die Kolleg:innen kennt. In der beschriebenen Folgehandlung der Betreuer:innen wird deren Macht deutlich: Sie bestimmen entgegen der Sichtweise und Einschätzung der Mütter. Hierbei relativiert Julia mit „nicht so wirklich“ und „nicht so gut“, womöglich, um es vor der Interviewerin nicht zu negativ zu präsentieren. Auch im folgenden Satz schwächt sie das Unterdrückungsgefühl mit „so ein bisschen“ ab, was im Kontrast zum Inhalt steht: „Ich bin doch die Mutter“, aber machtlos, handlungsunfähig, kleingehalten, nicht ernst genommen. Diesen Gedanken verallgemeinert Julia durch die Formulierung mit „man“. Sie hinterfragt, aus welchem Grund die Betreuer:innen die Entscheidungsmacht haben und warum sie zu einer anderen Einschätzung gelangen. Die bloße Erklärung scheint nicht zu genügen und scheint Julia nicht

umzustimmen, da sie empfindet, die Betreuer:innen würden ihre Sichtweise nicht anerkennen oder gar nicht erst nachvollziehen wollen. In diesem letzten Abschnitt des Zitats spricht Julia wieder aus der Ich-Perspektive und von ihrer ganz eigenen Erfahrung und Empörung. Mit „in der Situation“ bezieht sie sich auf konkrete Momente, zuvor der Halbsatz „das ist immer so ein Thema bei mir“ lässt jedoch auch die wiederkehrende Erfahrung in ihrem gesamten Leben anklingen. In der Muki wiederholen sich Julias Erfahrungen, von Erwachsenen nicht wahrgenommen und nicht verstanden zu werden. Julia spricht von den Betreuer:innen als „die“, sie sind nicht als einzelne Personen greifbar, sondern nahezu institutionalisiert. Erst im letzten Abschnitt des Zitats wechselt Julia vom „die“ zum „sie“, wodurch die Betreuer:innen zwar noch als Gruppe präsentiert werden, aber zumindest menschlicher wirken.

Auf der anderen Seite erzählt sie jedoch im zweiten Interview auch von Situationen, in denen die Betreuer:innen der Muki und ihr Sachbearbeiter vom Jugendamt sie wahrgenommen haben und sie sich verstanden gefühlt hat. Sie beschreibt unter anderem eine Situation, in der sie sich beschwert hat, da sie sich von einer Erzieherin nicht gut behandelt gefühlt hat und ihren Tonfall unangemessen fand:

„dann habe ich das irgendwann mal gesagt und dann hat mich die Erzieherin halt zur Seite genommen, dann haben wir drüber gesprochen und sie hat auch gesagt, dass sie mich versteht und dass sie das verstehen kann.“ (Julia II 00:17:45)

Sie macht zwar eine zunächst negative Beziehungserfahrung mit der Betreuer:in, erlebt aber, dass ihre Beschwerde ernst genommen wird. Entgegen ihrer Ängste, dass die Betreuer:innen ihr nicht glauben und zueinander halten, zeigen sowohl die Betreuer:in selbst als auch die anderen Betreuer:innen Verständnis, nehmen ihre Aussage ernst und verändern ihr Verhalten. Auch wenn es Zeit braucht, bis Julia sich traut etwas zu sagen, wird sie schließlich selbst aktiv.

In der Stegreiferzählung des zweiten Interviews evaluiert Julia weitere negative Aspekte des Muki-Alltags:

Joa, man fühlt sich halt auch 'n bisschen hier eingesperrt, weil man halt so immer um 18 Uhr zu Hause sein muss, und jedes zweite Wochenende nur

etwas so mit der Familie machen kann und sowas, oder mit Freunden. (Julia II 00:02:11)

Die Wortwahl „man“ verleiht der Aussage eine gewisse Allgemeingültigkeit. Entweder versucht Julia, ihrer Aussage mehr Nachdruck zu verleihen oder sie weiß aus Gesprächen mit den anderen Müttern, dass dies eine geteilte Sichtweise ist. Im Anschluss an die Relativierung „n bisschen“ fällt das „eingesperrt“ besonders auf. Es wird die Macht der Institution deutlich: Die Regeln erscheinen durch die Worte „immer“, „muss“ und „kann“ als unabänderliche Tatsachen und Pflicht. Demgegenüber spricht Julia von „zu Hause“. Trotz der Pflichten ist die Muki ihr Zuhause, womit die Brisanz des Ausgeliefertseins indirekt noch deutlicher wird. Julia begründet das Gefühl mit den beschränkten Ausgehzeiten an den Abenden und Wochenenden. Julia nennt ihre Familie an erster Stelle und erwähnt ihre Freunde erst in einem nachgeschobenen Halbsatz. Die Familie spielt aus Gegenwartsperspektive und angesichts ihrer eigenen Mutterschaft eine wichtige Rolle für Julia. Während sie aus ihrer Schulzeit stets von Freundschaften berichtet und diese mit dem Mobbing kontrastiert, kommen ihre Freunde außerhalb der Muki nicht in ihrer Erzählung vor. Stattdessen erzählt sie detailliert von zwei Familienausflügen.

Indem sie das Wohnen in der Muki annimmt und die Regeln akzeptiert, durchbricht sie ihr Handlungsmuster Flucht. Obwohl sie die institutionellen Rahmenbedingungen und das Verhalten der Betreuer:innen teilweise als negativ empfindet und präsentiert, flieht sie nicht, obwohl dies früher ihrem Handlungsmuster entsprochen hätte. Stattdessen kämpft sie darum, verstanden, wahrgenommen sowie angemessen behandelt zu werden. Sie wird zur aktiv Handelnden. Julia hat angesichts der Wendung ihrer Erfahrungen im institutionellen Kontext inzwischen die Werkzeuge, sich zur Wehr zu setzen statt zu fliehen. Ihre Mutterschaft und ihre Liebe zu ihrem Sohn machen alle Fluchtgedanken irrelevant.

Am Ende des ersten Interviews resümiert sie ihre Mutterschaft als schönste Zeit ihres Lebens. Sie sagt, es sei für sie das Ende ihrer Einsamkeit, habe ihren Selbstwert gestärkt und ihr viel Kraft gegeben:

*„Ich finde dieses Gefühl einen Sohn zu haben **unglaublich** schön, also auch Mutter zu sein, weil ich dachte früher, ähm das is’ unglaublich schwer, ich schaff sowas nicht, Mutter zu sein, ich hab’ doch eh nicht die Geduld dafür und ich habe dann gemerkt, ich **hab’** die Geduld, ich habe Konsequenz, ich **kann** das, ich gebe meinem Kind Liebe, ich bin nicht so wie meine Mutter und das hat mir auch unglaublich viel positive Energie gegeben.“ (Julia 01:40:32)*

In ihrem Resümee betont Julia, wie sehr sie ihre Mutterschaft genießt und zeigt ihren Stolz, eine derartige Verantwortung zu tragen und zu meistern. Sie kontrastiert ihre vorherigen Selbstzweifel mit der aktuellen Erfahrung, kompetent zu sein. Dabei hebt sie Geduld, Konsequenz und Liebe hervor und grenzt sich von ihrer Mutter ab. Es schwingt die Sorge mit, ungewollt so wie ihre Mutter zu werden und der Stolz darüber, eigene Wege eingeschlagen zu haben. Als Mutter ist sie selbst Akteurin ihres Lebens.

Im Hinblick auf ihr Präsentationsinteresse *„Mein Leid und meine Bewältigung auf der Suche nach Beachtung“* wird deutlich: Als Mutter kann sie ihr Leid hinter sich lassen, stolz auf ihre Bewältigung sein und findet die Beachtung, die sie ihr ganzes Leben gesucht hat.

7.3. Die Biographin Vicky (Globalanalyse)

Vicky ist 27 Jahre alt und wohnt mit ihrem sechsmonatigen Sohn Charles gerechnet vom Interviewzeitpunkt im September 2023 seit einem halben Jahr in der Muki.

7.3.1. Kontaktaufnahme und Interviewsetting

Wie in 6.3.1 beschrieben erfolgte die Kontaktaufnahme mit den Biographinnen über eine ehemalige Kollegin. Vicky stößt zur Mütter-Gruppe dazu und setzt sich an das andere Kopfende des Tisches, sodass wir einander gegenüber, jedoch recht weit entfernt voneinander sitzen. Ihr Sohn sitzt ruhig im Kinderwagen, den sie neben sich gestellt hat. Vicky hört aufmerksam zu, hält Blickkontakt und wirft zwischendurch ein, dass sie versteht, was Anonymisierung sei. Als ich meine Ausführun-

gen damit beende, dass sich alle überlegen können, ob sie gerne ein Interview mit mir führen wollen, sagt sie, sie sei sich nicht sicher. Sie benennt ihre Sorge darum, dass ihre Anonymität nicht gewahrt werde, da sie Vertrauensprobleme habe – da würde auch keine unterschriebene Vereinbarung helfen. Als ich eine Woche später anrufe und frage, ob sie bezüglich des Interviews nochmal nachgedacht habe, sagt sie, sich dafür entschieden zu haben. Wir verabreden einen Interviewtermin.

Zum Interview sind wir im Wohnzimmer der Muki und sitzen auf der Couch über Eck. Vicky hat ihren Sohn bei sich, zeitweise liegt er auf einer Decke auf dem Sofa neben ihr, zeitweise nimmt sie ihn auf den Arm. Beim Erzählen hält sie gelegentlich inne, um mit ihm zu sprechen oder seine Position zu verändern. Wir machen zwei längere Pausen, in der einen wickelt Vicky ihren Sohn in meiner Begleitung, in der anderen lässt sie ihn bei mir und bereitet eine Flasche für ihn vor. Das Interview dauert 113 Minuten, von denen die Biographin zusammengerechnet 92 Minuten mit ihrer Stegreiferzählung füllt. Sie ist trotz der Unterbrechungen im Erzählfluss und knüpft nach den Pausen wieder an den zuvor erzählten Themen an. Sie wirkt entspannt und erzählt offen und direkt von ~~vielen~~ belastenden und gewaltgeprägten Erfahrungen. Dabei wirkt sie emotional distanziert. Sie benennt Misshandlungen konkret und sachlich mit unverändertem Gesichtsausdruck. Sie scheint schon oft von ihrem Leben und ihren schwierigen Erfahrungen erzählt zu haben und wirkt dadurch geradezu routiniert. Dennoch scheint sie das Erzählen und den Fokus auf ihre Lebensgeschichte zu genießen.

7.3.2. Lebensbiographie

Über die Globalanalyse wird nach jetzigem Erkenntnisstand deutlich, dass Vickys Leben bis ins junge Erwachsenenalter von erheblichen Misshandlungen, Vernachlässigungen und Gewalt geprägt ist. Sie entwickelt das Handlungsmuster Erdulden. In ihrer Erzählung präsentiert sie sich als Ausgelieferte, die gerettet werden muss, von ihren Retter:innen allerdings auf verschiedene Weisen nach der Rettung verraten oder

wieder schlecht behandelt wird. Gleichzeitig verdeutlicht ihre Erzählung eine Suchbewegung nach Liebe, im Zuge derer sie sich zumindest teilweise aus dem Erdulden löst und selbst handelnd aktiv wird. Dargestellt kristallisiert sich als Präsentationsinteresse heraus: *„Mein Leid und meine Rettungen auf der Suche nach Liebe“*.

Kindheit

Vicky ist das fünfte Kind. Die Eltern sind noch verheiratet, streiten sich allerdings häufig, insbesondere abends. Der Haushalt ist chaotisch. Zwei von Vickys Brüdern sind bereits in unterschiedlichen Einrichtungen untergebracht, da die Mutter sie körperlich misshandelt hat. Vickys Schwester und einer ihrer Brüder verbleiben bei der Mutter. Der Vater ist berufstätig, gestresst und kommt gelegentlich zu Besuch. Da der die Schwangerschaft begleitende Arzt eine Behinderung für wahrscheinlich hielt, hat die Mutter mehrfach vergeblich versucht, Vicky abzutreiben. Die Mutter hat Epilepsie, trinkt und raucht jedoch dennoch, um der Realität zu entfliehen.

Vicky wird demnach als unerwünschtes weiteres Kind in eine belastete und zerrüttete Familiensituation hineingeboren, wie sie knapp und argumentierend gleich zu Beginn des Interviews berichtet. Dabei macht sie deutlich, dass sie beim Jugendamt bekannt seien, da ihre Mutter permanent Hilfe brauchte – in diesem Abschnitt der Erzählung bezieht sich das Verhalten der Mutter und die Interventionen des Jugendamtes allerdings nur auf die anderen Geschwister in der Zeit bis zu Vickys Geburt. Angesichts der versuchten Abtreibungen und des schädlichen Verhaltens ihrer Mutter während der Schwangerschaft ist anzunehmen, dass ihre Mutter sie ablehnt und womöglich, wie bereits die Geschwister zuvor, misshandelt wird. Für Vicky zieht das Verhalten ihrer Mutter während der Schwangerschaft wahrscheinlich gesundheitliche Konsequenzen wie körperliche Schäden, Wachstumsstörungen und geistige Entwicklungsstörungen nach sich. Der lediglich gelegentlich stattfindende Besuch des Vaters sowie seine Gestresstheit lassen vermuten, dass er wenig präsent ist und kaum oder nicht als Bindungsperson zur Verfügung steht.

Vickys Geburt im Jahr 1996 erfolgt wegen der Epilepsie der Mutter durch einen Kaiserschnitt. Nach der Geburt ist sie für eine Zeit im Brutkasten wegen einer Hirnblutung und eines Lochs im Herzen. Der Vater kommt ins

Krankenhaus, um Vickys Hand im Brutkasten zu halten. Die Mutter ist nicht interessiert. Im Säuglingsalter wird Vicky von ihrer Mutter geschüttelt.

Der Kaiserschnitt kann sich sowohl auf Vickys Immunsystem als auch auf die Mutter-Kind-Bindung negativ auswirken – unklar ist, inwieweit die Hirnblutung und das Loch im Herzen damit zusammenhängen und/oder mit dem schädigenden Verhalten ihrer Mutter während der Schwangerschaft. Die sich bereits durch die Abtreibungsversuche andeutende Ablehnung ihrer Mutter setzt sich (womöglich verstärkt durch die verzögerte Hormonumstellung angesichts des Kaiserschnitts) nach der Geburt fort und mündet in körperlicher Gewalt. Durch ihren Vater erlebt sie anders als vermutet eine besorgte Zuwendung. Während sie das Desinteresse ihrer Mutter nüchtern als Fakt präsentiert, beschreibt sie die Zuwendung ihres Vaters als konkrete Handlung. Bereits zu Beginn des Interviews betont sie den Kontrast zwischen den beiden Elternfiguren, den sie an weiteren Stellen ihrer Erzählung hervorheben und verstärken wird.

Vicky besucht eine Kindertagesstätte, bis sie drei Jahre alt ist. Sie ist auffällig und Außenseiterin. Sie wird von dort von ihrer Mutter abgeholt. Die Mutter kontrolliert auf diese Weise, ob jemand etwas weiß oder Vickys blaue Flecken gesehen hat. Als Vicky etwa drei ist, zieht ihre Mutter mit ihr und ihrem Bruder in eine billige Wohnung, lässt Vicky die Kita wechseln und prostituiert sich. Sie sperrt Vicky in ihr Zimmer, lässt sie mitunter 24h alleine, schlägt und entwertet sie, zerreißt ihre Bilder und lässt sie hungern. Die Männer gehen ein und aus, die Mutter normalisiert dies gegenüber Vicky.

Vicky erlebt bereits früh eine existenzielle Vernachlässigung und erhebliche psychische sowie physische Misshandlung durch ihre Mutter. Ihre Grundbedürfnisse nach Schutz, Sicherheit, Nähe und Geborgenheit werden folglich weder durch ihre Eltern erfüllt, noch in Institutionen oder über den Hilfekontext kompensiert. Sie beschreibt die Erlebnisse in verdichteten Situationen und benennt dabei konkret die einzelnen Handlungen ihrer Mutter. Sie will zum einen sehr deutlich vermitteln, welches konkrete Leid und Unrecht sie erfahren hat und zum anderen ihre Distanz und abgeschlossene Verarbeitung aus Gegenwartsperspektive unter Beweis stellen. Ihr Vater kommt in diesem Abschnitt der Erzählung nicht vor – vermutlich, da er weder als Mithandelnder noch als Retter aktiv wurde. Obwohl Vicky zu Beginn des Interviews

benennt, dass ihre Familie beim Jugendamt bekannt sei und sie wegen der Geschwister ständig haben dort sein müssen, scheint das Jugendamt hinsichtlich ihrer eigenen Misshandlung sowohl im Erleben als auch in der Erzählung abwesend zu sein. Angesichts der existenziellen Vernachlässigung und der Normalität von Gewalt entwickelt sie das Handlungsmuster Erdulden.

Die Mutter führt eine Beziehung zu einem Mann, der wegen Mord und Kindesmisshandlung verurteilt ist, und besucht ihn gemeinsam mit Vicky im Gefängnis. Vicky soll ihn Onkel nennen. Als Vicky vier ist, besucht er die Familie zu seinen Ausgängen am Wochenende.

Für eine dreijährige ist das Gefängnis vermutlich ein zunächst ungewohnter und bedrohlicher Ort und der Partner ihrer Mutter ein unbekannter Mann. Sollte es sich um Pädophilie handeln, ist mit einer hohen Wahrscheinlichkeit mit einem Rückfall zu rechnen. Ihre Mutter begibt Vicky weiterhin und zunehmend in Gefahr und bestimmt über Vickys Beziehung zu ihm. Vicky ist der Situation schutzlos ausgeliefert. Sie berichtet entsprechend emotionslos und in kurzen Blitzlichtern über die Ereignisse. Auf diese Weise scheint sie sich vor der Erinnerung an konkrete (darauf folgende) Situationen zu schützen.

Im selben Jahr bringt das Jugendamt die vierjährige Vicky für zwei Jahre in einer Pflegestelle unter. Die Pflegeeltern lassen Vicky hungern, sperren sie ein und mobben sie. Ihre Mutter muss derweil Therapien absolvieren, um die Ehekrise zu überstehen und sich selbst in den Griff zu bekommen.

Die Intervention durch das Jugendamt bedeutet für Vicky zwar, dass ihre Qual wahrgenommen wird, zunächst allerdings auch einen abrupten Wechsel ihrer Bezugspersonen und ihres Lebensmittelpunktes und im Verlauf Vernachlässigung und Misshandlung. Als sie von der Unterbringung erzählt, benennt sie als Grund nicht ihren eigenen Schutz, sondern die Aufträge des Jugendamtes an ihre Mutter. Indirekt verdeutlicht sie damit ihre Erfahrung: Ihr hat die Unterbringung nicht geholfen. Im Gegenteil erfährt sie auch im Hilfekontext eine Missachtung ihrer Grundbedürfnisse sowie eine Misshandlung, die sie entsprechend ihres bisherigen Handlungsmusters erduldet.

Als der Vater von der Situation in der Pflegestelle erfährt, geht er zum Jugendamt und holt die inzwischen sechsjährige Vicky zurück. Sie wird wieder von der Mutter misshandelt.

Erneut bedeutet eine Intervention in ihrem Leben keine faktische Verbesserung ihrer Lebenssituation, da sich die Misshandlung anderweitig fortsetzt und sie diese erduldet. Dennoch präsentiert Vicky ihren Vater in diesem Zusammenhang als Retter und polarisiert erneut ihre beiden Elternfiguren. Trotz der vergangenen zwei Jahre hat sich ihre Mutter nicht, wie vom Jugendamt verlangt, im Griff. Offen bleibt, wie die Rückführung dennoch zustande kam.

Als Vicky sieben ist, kommt der Mann, der wegen Mord und Kindesmisshandlung verurteilt ist, zu Besuch und die Mutter geht weg. Vicky wird vergewaltigt.

Die Vergewaltigung ist ein einschneidendes und potentiell traumatisierendes Erlebnis, das vermutlich körperliche, psychische und soziale Beeinträchtigungen bei Vicky nach sich ziehen wird. Vicky benennt den Fakt der Vergewaltigung und den Weggang der Mutter, der sich in die Erzählung der misshandelnden Mutter einreihet. Sie spricht von ihm als „der Kinderschänder“. In der Gegenwartsperspektive präsentiert sie, das Erlebnis verdrängt zu haben und damit umgehen zu können. Sie kontrastiert dies mit der Vergangenheitsperspektive, immer in Tränen ausgebrochen zu sein. Somit betont sie sowohl, was sie erlitten, als auch, was sie überstanden hat.

Im selben Jahr wird Vicky mit sieben Jahren in einer Schule für Kinder mit geistigen Behinderungen eingeschult. Dort wird sie gemobbt. Sie kann nicht schlafen und beginnt, sich zu ritzen.

Es gibt keinen Ort, an dem Vicky sicher ist und ihre Bedürfnisse erfüllt werden. In allen Lebensbereichen erfährt sie verschiedene Formen der Misshandlung. Sie präsentiert die Geschehnisse emotionslos als Tatsachen. Das selbstverletzende Verhalten kann als Ausdruck ihrer emotionalen und seelischen Belastung verstanden werden sowie als aktive Handlung, um ihre Emotionen zu regulieren. In ihrer Präsentation stellt sie das Ritzen als die logische Konsequenz für ihre Erlebnisse dar und präsentiert die daraus entstehenden Narben gleichzeitig als

Ausgangspunkt ihrer deutlich später folgenden Rettung aus der Misshandlungssituation. Mit ihrem Fokus auf die Rettung wird verständlich, warum sie ihre Schulzeit in der Erzählung verdichtet ohne auf einzelne Erlebnisse einzugehen. Vicky benennt in ihrer Erzählung, ihre Mutter habe allen anderen eingeredet, dass sie geistig behindert sei. Indirekt vermittelt sie mit dieser Formulierung, dass es aus ihrer Sicht nicht so war.

Jugend

Die Stiefmutter bemerkt die blauen Flecken und Narben bei der inzwischen 12-jährigen Vicky, spricht sie darauf an und erzählt anschließend Vickys Vater von Vickys Offenbarung. Es gibt ein Gespräch mit ihrer Mutter, diese streitet alles ab. Ihr Vater organisiert eine Betreuung für Vicky. Vicky wohnt für die nächsten Jahre bei ihm.

Das Gespräch mit ihrer Stiefmutter und die Intervention ihres Vaters stellen einen Wendepunkt in ihrem Leben dar, der die Misshandlung durch ihre Mutter beendet. Sie präsentiert ihren Vater als Retter, der Himmel und Hölle für sie in Bewegung setzt. Unklar bleibt, warum Vickys Verletzungen erst nach fünf Jahren auffallen und thematisiert werden. Auch beleuchtet Vicky nicht, um welche Form der Betreuung es sich handelt. Zur Zeit ihrer Jugend, in der sie bei ihrem Vater wohnt, erzählt Vicky weder Situationen aus dem Familienalltag noch von Erlebnissen aus der Schule. Vermutlich lässt sie diese Erfahrungen aus, da sie nicht in ihr thematisches Feld ‚Leid und Rettung auf der Suche nach Liebe‘ passen. Auch den Beginn der Beziehung ihres Vaters zu ihrer Stiefmutter benennt sie nicht.

Mit 13 Jahren lernt Vicky ihre Jugendliebe kennen. Nach sechs Monaten wird sie durch eine neue Freundin ersetzt.

Die erste Liebe kann als einmalige und intensive Erfahrung interpretiert werden, die Vicky prägt und an die sie sich, wie in der Erzählung deutlich wird, noch immer positiv erinnert. Trotz der kurzen Beziehungsdauer und des Ersetztwerdens präsentiert Vicky ihre Jugendliebe als die erste Person, die ihr gezeigt hat, was Liebe ist – zwei weitere werden in ihrer Erzählung mit der gleichen Formulierung folgen.

In ihrer Jugend durchläuft sie fünf Operationen in Spezialkliniken für verschiedene Korrekturen und Stabilisierungen. Sie ist zudem wegen Depressionen, selbstverletzendem Verhalten und einer Anpassungsstörung in einer Klinik.

Vicky differenziert den Ursprung ihrer körperlichen und geistigen Beeinträchtigungen in ihrer Erzählung nicht. Vermutlich ergeben sie sich aus einer Kumulation der bereits vermuteten Behinderung sowie des Alkoholkonsums der Mutter während der Schwangerschaft, der Komplikationen nach der Geburt, womöglich des Schüttelns im Säuglingsalter, der Vergewaltigung sowie der erheblichen stetigen Misshandlung über viele Jahre hinweg. Wie deutlich wird, haben Vickys Beeinträchtigungen zwar eine erhebliche Rolle in ihrem erlebten Leben gespielt, erhalten allerdings kaum Einzug in ihre Erzählung: medizinische und psychiatrische Aspekte fasst sie in einem Globalrückblick gegen Ende des Interviews zusammen, ihre Erlebnisse setzt sie nicht mit ihren Beeinträchtigungen in Verbindung. Die Abwesenheit der körperlichen und geistigen Beeinträchtigung in ihrer Erzählung zeigt erstens ihr Selbstbild auf, nicht geistig behindert zu sein. Zweitens zeugt das Ausklammern dieses Bereiches von ihrem Vermittlungsinteresse, dass ihr Leid nicht darin, sondern vor allem in der Misshandlung als aktive Tat insbesondere durch ihre Mutter begründet ist. Drittens lässt es vermuten, dass die medizinischen und psychiatrischen Interventionen aus ihrer Sicht nicht zu ihrer Rettung beigetragen haben.

Nach der Schule macht Vicky eine Ausbildung zur Bühnenplastikerin und anschließend ein Praktikum in einer Tischlerei und wird dort im Anschluss übernommen.

Über die Ausbildung, das Praktikum und schließlich das Übernommenwerden erfährt Vicky vermutlich Selbstwirksamkeit und Anerkennung. Da diese Erfahrung nicht in das thematische Feld ihrer Erzählung, Leid und Rettung auf der Suche nach Liebe⁶ passt, erwähnt sie ihre berufliche Laufbahn lediglich nebenbei im Zusammenhang einer späteren Beziehung zu einem ehemaligen Kollegen.

Hinsichtlich ihrer Kindheit und Jugend präsentiert Vicky insgesamt ihr fremdbestimmtes Leben, dem sie schutzlos ausgeliefert ist.

Beziehungen und Mutterschaft

Als Vicky 20 Jahre alt ist, zieht sie in eine betreute WG, in der sie fünf Jahre wohnt. Sie geht jedes Wochenende feiern, um die neugewonnene Freiheit auszukosten. Sie lernt Freunde, aber auch falsche Freunde kennen. Sie führt mehrere Beziehungen, in denen sie verschiedene Formen der Gewalt erlebt und lässt sich von einer Person zur nächsten retten: Zuerst ein Mann, durch den sie häusliche Gewalt erfährt; danach ein Mann, der fremdgeht; anschließend eine Frau, die sie aus Eifersucht und mit Borderlinezügen kontrolliert und schließlich ein Mann, der ihre Trennung nicht akzeptiert.

Vicky erlebt eine selbstbestimmte Phase ihres Lebens, in der sie sich von ihrem Elternhaus löst. Ihre Handlungen offenbaren sich dabei als Suchbewegung nach Liebe. Nachdem sie die Liebe ihres Vaters vorrangig durch seine Rettungen erlebt und als solche erkannt hat, wird das Thema Rettung leitendes Motiv in ihren romantischen Beziehungen. Rettung kann allerdings nur als Gegenpol zu etwas Negativem wie Gewalt, Vertrauensmissbrauch oder Kontrolle erfolgen. Jeweils erzählt sie von der glorreichen Rettung aus der Beziehung zuvor, der anfänglich schönen und intensiven Zeit und schließlich von der Wendung der Beziehung bis hin zur nächsten Rettung. Sie präsentiert sich als ausgeliefert und auf Rettung angewiesen. Gleichzeitig wandelt sich das Handlungsmuster Erdulden zumindest teilweise: Vicky wird mitunter selbst aktiv, holt sich Hilfe, geht gerichtlich vor, beendet Beziehungen und bricht Kontakte ab.

Mit 25 Jahren lernt Vicky Bastian kennen, es entwickelt sich etwas Ernstes und sie kommen zusammen. Der positive Schwangerschaftstest schockiert Bastian, auch die inzwischen 26-jährige Vicky kann es nicht glauben, doch beide verlieben sich in das erste Ultraschallbild. Obwohl sie erst mit 30 Kinder haben wollte: Für Vicky ist es ein Wunschkind. Sie organisieren den Zusammenzug.

Die ungeplante Schwangerschaft wird zu einem verbindenden Element in der Beziehung und veranlasst Vicky und Bastian dazu, ihre gemeinsame Zukunft zu planen. Gegen Ende des Interviews resümiert Vicky, das Kennenlernen von Bastian sowie Schwangerschaft und Geburt seien die besten Erlebnisse ihres Lebens. Im Kontrast und wahrscheinlich in Abgrenzung zur Ablehnung ihrer Mutter und deren Abtreibungsversuchen spricht Vicky trotz der ungeplanten Schwangerschaft betont

von einem Wunschkind. Der ausschließlich positive Blick auf die Beziehung zu Bastian und der gemeinsamen Elternschaft wird sowohl als Zielgerade der Suche nach Liebe und Familie als auch im Kontrast zu den folgenden Geschehnissen aus Gegenwartsperspektive verständlich. Bastian habe ihr gezeigt, was Liebe ist, wie sie die Formulierung zum zweiten Mal verwendend betont.

Nach der Geburt von Charles macht das Krankenhaus eine Kinderschutzmeldung, da die inzwischen 27-jährige Vicky überfordert ist. Über Nacht muss sie sich entscheiden, ob sie bereit ist, ohne Bastian in eine Muki zu ziehen. Sie entscheidet sich mit Blick auf ihren Sohn Charles dafür. Nach einem Streit in der Muki trennt sich Bastian, was Vicky sehr mitnimmt.

In ihrer Erzählung benennt sie ihre Hoffnung aus der Vergangenheitsperspektive, Hilfe zu bekommen, wenn sie ihre Überforderung zugibt. Zugleich macht sie deutlich: Der Einzug in die Muki ist (sowohl aus Vergangenheits- als auch aus Gegenwartsperspektive) aus ihrer Sicht keine Hilfe. Stattdessen bedeutet die Muki für sie, dass ihre Zukunftspläne mit Bastian verhindert werden und sie alleine mit Charles die erste Zeit ihrer Mutterschaft verbringen muss. Womöglich sieht sie darin sogar die Ursache für Bastians Trennung – die Inhalte des Streits benennt sie nicht. Die Konsequenzen des Jugendamtes in Reaktion auf die Kinderschutzmeldung werden derart zu einem Schlüsselmoment in Vicky's Hilfskarriere: Sie erlebt sie als Vertrauensbruch und sagt daraufhin den Fachkräften das Vertrauen ab. In Anbetracht dieser Erfahrung (und gepaart mit ihren biographischen Erfahrungen) entwickelt Vicky die Handlungsstrategie Auffälligkeiten-vermeiden. Im Interview betont sie mehrfach, wie wichtig es sei, dass sie sich nicht anmerken lasse, wie es ihr gehe und dass sie sich anstrengen müsse, sodass keine Auffälligkeiten sichtbar werden. Letztlich wiederholt sich ihre Erfahrung der nicht hilfreichen Intervention des Jugendamtes in ihrer Kindheit: Damals sind ihre blauen Flecken auffällig und sie muss zu Pflegeeltern, die sie misshandeln. Heute ist ihre Überforderung auffällig und sie muss in eine Einrichtung, sodass sie nicht wie geplant mit Bastian ihr Familienleben gestalten kann. Beiden Situationen fühlte sie sich ausgeliefert, ihre Sicht und Wünsche fanden keine Beachtung. Womöglich war bereits ihre Handlungsstrategie des Erduldens davon

geprägt, Auffälligkeiten zu vermeiden, um weiterem Leid zu entgehen. Der negativ erlebten Intervention stellt sie die positive und vereitelte Alternative entgegen: Ein Familienleben mit Basti und Charles. Charles habe ihr gezeigt, was Liebe ist, wie sie die Formulierung zum dritten Mal verwendend herausstellt. Zu erfahren, was Liebe ist, präsentiert Vicky folglich über drei Personen: ihre Jugendliebe, den Vater ihres Kindes und schließlich ihr Kind selbst.

Vicky lebt nun im Alter von 27 Jahren zusammen mit drei weiteren Müttern sowie deren Kindern in der Muki, wird rund um die Uhr betreut und muss sich an einen klaren Wochen- und Haushaltsplan halten. Die Rund-um-die-Uhr-Betreuung bedeutet einerseits stetige Unterstützung im Alltag – andererseits allerdings auch ständige Beobachtung und Einschätzung. Die Betreuer:innen sind vom Jugendamt beauftragt und schreiben Berichte, die dem Jugendamt vorgelegt werden.

Aus ihrer Kindheit und der Situation im Krankenhaus weiß Vicky, wie weit die Entscheidungsmacht des Jugendamtes in der Praxis reicht. Ihre zuvor gewonnene, selbstbestimmte Lebensführung wird durch den Einfluss des Jugendamtes sowie den Einzug in die Muki erheblich eingeschränkt sowie hinsichtlich ihres Wohnortes und des Betreuungssettings fremdbestimmt. Zudem ist sie nicht länger nur für sich selbst verantwortlich, sondern auch für ein Kind, welches ihre Alltagsinhalte erheblich bestimmt. Die Geburt von Charles und der sich daran anschließende Einzug in die Muki stellen in vielerlei Hinsicht einen Wendepunkt ihres Lebens dar. Im Vorhinein einstellen konnte sie sich lediglich auf die Veränderungen angesichts der Mutterschaft. Vicky präsentiert sich in diesem Zusammenhang als bemüht, den Betreuer:innen und dem JA zu beweisen, dass sie Charles gut versorgen und ein gemeinsames Leben selbstständig gestalten kann. Sie könne sich ein Leben ohne Charles nicht mehr vorstellen. Im Kontrast zum von ihrer Seite abgesagten Vertrauen, spricht sie von einer guten Zusammenarbeit. Einerseits womöglich, um aufzuzeigen, wie gut ihre Strategie aufgeht. Andererseits ist ihre Perspektive für einen Auszug aus der Muki gerade davon abhängig: Dass es gut läuft.

Aktuell steht ein 10-wöchiger Klinikaufenthalt kurz bevor. Charles ist ein halbes Jahr alt.

Vicky berichtet, dass sie entschieden habe, sich in Behandlung zu begeben. Sie erzählt, welche Alltagsstruktur auf sie und Charles in der Klinik zukommen und zeigt mit der detaillierten Beschreibung, wie sehr sie die bevorstehende Zeit beschäftigt. Gegen Ende des Interviews setzt sie den Abschlussbericht der Klinik zudem mit ihrer grundlegenden Perspektive in Verbindung: Wenn dieser positiv ausfalle, hätte sie laut Aussage des Jugendamtes eine Chance auszuweichen. Das zu vermutende Ziel des Klinikaufenthaltes, sie dabei zu unterstützen, ihre psychische Gesundheit zu versorgen, kann folglich nicht gelingen. Vicky kann den Klinikaufenthalt nicht als geschützte Zeit der Selbstreflexion und Genesung wahrnehmen, sondern nur als Teil der Beweisführung im Hilfef Kontext. Ihre Strategie, keine Auffälligkeiten zeigen zu dürfen, will sie auch auf die Klinik anwenden. Das angestrebte Ergebnis ist ein Bericht ohne Auffälligkeiten als offizieller Beweis ihrer guten Mutter-schaft.

Im Hinblick auf ihr Präsentationsinteresse *„Mein Leid und meine Rettungen auf der Suche nach Liebe“* wird deutlich: Über den Vater ihres Kindes und ihr Kind selbst hat sie die sehnüchtig gesuchte Liebe gefunden, kann so ihr Leid schrittweise hinter sich lassen und beginnen, sich selbst und ihre Familie „zu retten“.

7.4. Die Biographin Magdalena (Globalanalyse)

Magdalena ist 34 Jahre alt und wohnt mit ihrer einjährigen Tochter Tijen gerechnet vom Interviewzeitpunkt im September 2023 seit neun Monaten in der Muki.

7.4.1. Kontaktaufnahme und Interviewsetting

Wie in 6.3.1 beschrieben erfolgte die Kontaktaufnahme mit den Biographinnen über eine ehemalige Kollegin. Magdalena sitzt mit ihrer Tochter am Esstisch, als ich in die Muki komme. Mit ihrer Erlaubnis setze ich mich zu ihr, sodass wir über Eck sitzen. Die anderen Mütter kommen dazu und ich erzähle von meinem Forschungsprojekt. Magda-

lena geht mit ihrer Tochter nach nebenan, um sie zu baden. Ich suche im Anschluss erneut das Gespräch mit ihr. Wir sitzen neben ihrer Tochter im Spielzimmer auf dem Boden und ich erkläre mein Anliegen. Magdalena hört aufmerksam zu, hält Blickkontakt und sagt am Ende, sie könne es sich vorstellen, müsse allerdings wegen der Kinderbetreuung schauen, ob das klappe. Wir verabreden einen Interviewtermin, den wir eine Woche später telefonisch umlegen.

Zum Interview sind wir im Wohnzimmer der Muki und sitzen auf der Couch über Eck. Magdalena hat ihre Tochter auf dem Schoß, die zeitweise sehr unruhig ist, lautiert, meckert, sich bewegt und in den Armen ihrer Mutter windet. Indem sie die Halteposition wechselt oder ihr ein Spielzeug anbietet, versucht Magdalena ihre Tochter zu beruhigen, gleichzeitig wirkt sie jedoch sehr auf das Erzählen konzentriert. Nach etwa 15 Minuten gibt sie ihrer Tochter die Flasche, woraufhin sie bis zum Ende des Interviews auf Magdalenas Schoß schläft. Das Interview dauert insgesamt 89 Minuten, von denen Magdalena 70 Minuten mit ihrer Stegreiferzählung füllt. Sie erzählt offen und direkt von vielen belastenden und gewaltgeprägten Erfahrungen. Zwischenzeitlich macht sie kleine Pausen und erzählt dann selbst gestaltend weiter. Im „Plauderteil“ vor und nach dem Interview hält sie entspannt Blickkontakt. Während des Erzählens im Interview blickt sie starr geradeaus auf die Wand.

7.4.2. Lebensbiographie

Über die Globalanalyse wird nach jetzigem Erkenntnisstand deutlich, dass Magdalena im Zuge ihrer Lebensgeschichte wiederholt Erfahrungen macht, in denen Abhängigkeit(-sbeziehungen) die Geschehnisse bestimmen und ihren Entscheidungsraum einschränken. Daraus entwickelt sie im Laufe der Zeit die Handlungsstruktur, sich dem zu unterwerfen und darin Orientierung, Halt und Sicherheit zu finden. In ihrer Erzählung präsentiert sie ihr heteronom determiniertes Leben: Sie hat bis auf wenige Ausnahmen keinen Einfluss und keine Handlungsalternativen – zumindest keine, die sie als solche empfindet. Als Präsentati-

onsinteresse kristallisiert sich heraus: *„Mein Leben in Abhängigkeit und Angst auf der Suche nach Frieden“.*

Kindheit

Magdalena wird im Jahr 1988 geboren. Als sie drei Jahre alt ist wird ihr kleiner Bruder geboren und ihre Eltern trennen sich. Mit sechs Jahren wird Magdalena eingeschult.

Zu Magdalenas Kindheit liegen lediglich diese wenigen Daten vor. Diese benennt sie gleich zu Beginn des Interviews knapp und resümiert im Anschluss, sie habe eine glückliche Kindheit gehabt, die Trennung der Eltern sei kein Problem, da sie ihren Vater jedes zweite Wochenende gesehen habe. Die wenigen Daten und der kurze Bericht dazu lassen einen großen Hypothesenspielraum. Vor dem Hintergrund des weiteren Lebens- und Erzählverlaufes werden allerdings folgende Hypothesen wahrscheinlich: Angesichts der elterlichen Trennung und der Vermutung, dass Drogenkonsum bei beiden Eltern eine Rolle gespielt haben könnte, hat Magdalena womöglich wenig emotionale Wärme durch ihre Eltern erfahren und ihre Grundbedürfnisse wurden teilweise nicht erfüllt. Im Kontrast zu ihren folgenden Erfahrungen von Sucht und Gewalt nimmt Magdalena ihre Kindheit rückblickend dennoch als schön wahr.

Jugend und frühes Erwachsenenalter

Mit 14 Jahren kiffte Magdalena in der Schule. Als sie 15 Jahre alt ist, zieht ihr kleiner Bruder zum Vater, sie selbst zieht ein Jahr später ebenfalls dazu, nachdem sie sich mit ihrer Mutter gestritten hat. Als 16-Jährige nimmt sie mit ihren Freunden Kokain und Heroin und ist mit 17 Jahren abhängig. Sie prostituiert sich, um den Konsum zu finanzieren.

Sie erlebt folglich Entscheidungsmacht und die Möglichkeit, ihre Wohnsituation aktiv zu gestalten. Entsprechend der Hypothesen zu ihrer Kindheit wird der erste Drogenkonsum über verschiedene sich einander womöglich ergänzende Wege verständlich: 1. als Kompensation ihrer nicht erfüllten Bedürfnisse, 2. als Reproduktion familiärer Handlungs- und Bewältigungsmuster, 3. als jugendtypische Grenzbearbeitung, 4. als Gelegenheitskauf. Die harten Drogen sowie die Abhängigkeit spielen allerdings erst im Haushalt ihres Vaters eine Rolle. Die

Abhängigkeit bestimmt fortan ihre Handlungen, beginnend mit der Prostitution als Mittel zum Zweck. Während Magdalena bezüglich anderer Ereignisse in ihrem weiteren Leben aktive (wenn auch überwiegend aus ihrer Sicht alternativlose) Entscheidungen präsentiert und begründet, kommt der Drogenkonsum als unabänderliche Tatsache in ihrer Erzählung vor: Gegen die Sucht kommt sie nicht an. Der Drogenkonsum mit 16 Jahren scheint zudem eine Gegenwartsschwelle zu sein: Seit diesem Schlüsselereignis fügen sich ihre Erlebnisse in die Sinnstruktur ihres Lebens in Abhängigkeitsbeziehungen ein. Die Kindheit passt nicht zu dieser Struktur und kommt dementsprechend in ihrer Erzählung kaum vor.

Als sie 18 Jahre alt ist, zieht Magdalena zurück zu ihrer Mutter. Im Laufe der folgenden Jahre ist ihre Mutter zunehmend überfordert und depressiv. Als Magdalena 21 Jahre alt ist, sind ihre Mutter und deren Freund ebenfalls heroinabhängig. Weder sie selbst noch ihre Mutter kümmern sich um die Post und Jobcenter-Angelegenheiten, sodass die Wohnung zwangsgeräumt wird als Magdalena 22 Jahre alt ist.

Erneut gestaltet Magdalena ihre Wohnsituation mit 18 Jahren aktiv – offen bleibt allerdings mit welchem Beweggrund. Sowohl bei ihrem Vater als auch bei ihrer Mutter ist Magdalena in einem Umfeld, in dem (ihr) Drogenkonsum scheinbar nicht problematisiert wird. Sie erlebt, dass ihre Mutter psychisch erkrankt und weder sie selbst noch ihre Mutter ihr gemeinsames Leben unter Kontrolle haben. Magdalena präsentiert sich allerdings in diesem Zuge nicht als durch ihre Sucht determiniert, sondern zeigt sich und ihre Mutter als Schuldige auf und entwirft aus Gegenwartsperspektive eine Handlungsalternative: Eine von ihnen hätte sich kümmern können.

Die 22-jährige Magdalena und ihre Mutter kommen bei ihrem Onkel unter. Sie sind in einem Wohnheim gemeldet, wohnen beim Onkel, Magdalena verbringt viel Zeit bei Freunden. Der Onkel setzt den beiden allerdings wiederholt ein Ultimatum für den Auszug. Am Tag des als endgültig angekündigten Ultimatums findet die inzwischen 23-jährige Magdalena ein Wohnheim und versucht vergeblich ihre Mutter zu erreichen. Magdalenas Mutter zündet im Schlafzimmer Müll an und stirbt vom Kohlenstoffdioxid des Rauches. Der Onkel findet sie. Als Magdalena ankommt, ist die Kripo da, Magdalenas Mutter liegt tot im Bett und wird schließlich abgeholt.

Magdalena erfährt einerseits ein verlässliches Familien- und Freundesnetzwerk, andererseits eine Wohnsituation in Abhängigkeit. Sie erlebt frühzeitig den Verlust einer ihrer engsten Bezugspersonen. Der Selbstmord ihrer Mutter kommt in ihrer Erzählung als eine der wenigen auserzählten Situationsbeschreibungen vor. Sowohl in der Wahl der Textsorte als auch in ihrem abschließenden Resümee, dies sei „natürlich das schlimmste Erlebnis“ gewesen, wird deutlich, wie brisant und einschneidend diese Erfahrung für Magdalena ist. Denkbar ist, dass Magdalena sowohl sich als auch ihren Onkel für den Tod ihrer Mutter verantwortlich macht.

Statt in das Wohnheim zieht Magdalena für ein Jahr zu ihrer Tante, ist viel unterwegs und schläft meist woanders. Ihr Vater bekommt mit seiner neuen Frau eine Tochter.

Die Geburt ihrer Halbschwester kommt in ihrer Erzählung nicht vor und auch die Zeit bei ihrer Tante benennt sie nur kurz. Das damalige Erleben von Verlust, Trauer und womöglich Schuld erhält keinen Einzug in ihre Erzählung, vermutlich weil es noch immer zu schmerzhaft für sie ist. Auch in der Vergangenheitsperspektive kann die Bewegung (unterwegs seins und woanders schlafen) als Ausdruck der Trauer verstanden werden: Sie scheint nicht zur Ruhe kommen zu können, da sie den Schmerz sonst nicht aushält.

Mit 24 Jahren findet Magdalena eine eigene Wohnung und kümmert sich von diesem Zeitpunkt an um ihre Jobcenterangelegenheiten. Sie passt höllisch auf, nicht sanktioniert zu werden, damit sich, wie sie sagt, so etwas nicht wiederholt.

Damit scheint sie auf die versäumte Klärung der Jobcenterangelegenheiten anzuspitzen, die sie als initiales Ereignis der Kette präsentiert, die letztlich zum Selbstmord ihrer Mutter führt. Mit 24 Jahren übernimmt sie aktiv die Verantwortung für ihr Leben und ist erstmals von ihrer Wohnsituation her unabhängig. Der Drogenkonsum bleibt allerdings zentraler und bestimmender Bestandteil ihres Lebens.

Sie beginnt eine Partnerschaft mit einem 65-Jährigen. Er hat viel Geld und finanziert ihren Drogenkonsum, sodass sie nicht mehr anschaffen gehen muss. Sie verstehen sich sehr gut, verbringen viel Zeit miteinander und machen mit seinem Auto Ausflüge in den Wald.

Ihr Leben wendet sich in zweierlei Hinsicht: Zum einen veranlasst sie der Selbstmord ihrer Mutter schließlich dazu, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen. Zum anderen bedeutet die Partnerschaft ein Ende der Prostitution, einen sozialen Aufstieg sowie eine finanzielle Absicherung, insbesondere ihres Drogenkonsums. Die soeben gewonnene Selbstwirksamkeit und aktive Kontrolle ihres Lebens gibt sie auf zugunsten einer neuen Abhängigkeit: Der Partnerschaft. Dennoch resümiert sie diese am Ende des Interviews als eine der schönsten Zeiten ihres Lebens. Abhängigkeit scheint damit rückblickend keine Bedrohung für Magdalena zu sein, sondern im Gegenteil: In ihr erfährt sie Halt und (finanzielle) Sicherheit. Von Liebe spricht sie nicht und die Kennenlerngeschichte erzählt sie nicht.

Magdalenas Partner erkrankt an Krebs als sie selbst 28 Jahre alt ist. Nach dem zweiten Schlaganfall ist er halbseitig gelähmt. Magdalena pflegt ihn. Ein Palliativdienst unterstützt zwei Mal täglich. Ihr Bruder bekommt ein Kind. Magdalenas Partner hat keine Kinder und nur entferntere Verwandte. Mit seinem Tod hinterlässt er der inzwischen 30-jährigen Magdalena viel Geld, sodass sie keine finanziellen Probleme mehr hat.

Aus der finanziellen Abhängigkeit wird mit dem Tod des Partners eine finanzielle Absicherung sowohl ihres Lebens als auch ihres Drogenkonsums. Gleichzeitig bedeutet der Tod erneut einen erheblichen Verlust. Magdalena beschreibt die Zeit der Pflege in ihrer Erzählung zwar als „ganz ganz schlimm“, die Handlung selbst stellt sie allerdings weder aus Vergangenheits- noch aus Gegenwartsperspektive in Frage. Erklärbar ist dies einerseits mit der Tatsache, dass die Pflege ihr Ausweg hin zur finanziellen Unabhängigkeit ist. Andererseits sieht sie womöglich keine Alternative und bleibt so lange wie möglich in der Sicherheit gebenden Abhängigkeit. Die Geburt ihres Neffen zu dieser Zeit kommt in ihrer Erzählung nicht vor, scheinbar da es nicht in das thematische Feld der ihr Leben bestimmenden Drogenabhängigkeit passt.

Ausbleibende Erzählungen zu Kita, Schule und Ausbildung sowie die lediglich nebenbei erwähnte Jobcentermaßnahme lassen darauf schließen, dass Magdalena in ihrem Leben keinen Bildungserfolg erfährt, sie als Kind und Jugendliche in Institutionen keine Orientierung findet, institutionelle Bildung in dieser Zeit kein handlungsbestimmen-

des Thema für Magdalena sowie für ihr Präsentationsinteresse undeutlich ist.

Mutterschaft

Über eine Freundin bei der Jobcenter-Maßnahme lernt Magdalena mit 32 Jahren Karim kennen. Sie findet ihn süß und nett, will keine Kinder, sondern nur ein bisschen Spaß haben. Drei Monate später lässt sie sich substituieren. Sechs Monate später wird sie schwanger und will abtreiben. Als sie in der 5. Woche beim Frauenarzt den Herzschlag sieht und das Ultraschallbild aussieht wie ein kleiner Mensch, entscheidet sie sich für das Kind.

In ihrer Erzählung wird nicht deutlich, wie die Handlung zur Substitution zustande kam. Hinsichtlich der Schwangerschaft trifft sie eine selbstbestimmte Entscheidung, die sie in der Gegenwartsperspektive mit „Gott sei Dank“ als die richtige präsentiert. Womöglich sucht sie über Karim und die Mutterschaft eine neue Orientierung und Halt in ihrem Leben.

Während der Schwangerschaft verändert sich Karim und zeigt sein wahres Gesicht. Er ist Moslem, fanatisch und will, dass Magdalena freiwillig ein Kopftuch trägt. Magdalena wird medizinisch und beraterisch bezüglich ihrer Suchterkrankung während der Schwangerschaft begleitet, über eine Ambulanz für Suchterkrankungen in der Schwangerschaft wird zudem der Kontakt zum Jugendamt hergestellt. Sie will den Beikonsum einstellen und aufhören zu rauchen, es ist ihr aber nicht möglich. Sie steht im engen Kontakt mit dem Jugendamt, verschweigt dies und den Beikonsum jedoch vor Karim, da sie Angst hat, dass er ausrastet, wenn sie ihm sagt, dass der Drogenkonsum bedeutet, dass das Kind zunächst in einer Pflegefamilie untergebracht wird. Zwei Wochen vor Geburt fragt er sie nach ihrem Beikonsum und sie gesteht ihm Stück für Stück die Wahrheit. Von nun an begleitet Karim sämtliche Termine und Ausflüge außerhalb der Muki, sodass Magdalena nicht mehr konsumieren kann.

Während der Schwangerschaft verstricken sich für Magdalena Druck und Abhängigkeit von mehreren Seiten: erstens ihre Suchterkrankung, zweitens das Jugendamt und drittens Karim. Während sie die Maßnahmen des Jugendamtes hinnimmt, versucht sie vergeblich gegen ihre Sucht anzukämpfen und erliegt sowohl dieser als auch schließlich dem Lügenkonstrukt Karim gegenüber. Der Druck durch Karim ist jedoch wiederum so groß, dass Magdalena clean wird. Die Abhängigkeit von Karim und die Kontrolle durch ihn präsentiert Magdalena einerseits als

Bedrohung, die ihr Angst bereiten und ihre Handlungen bestimmen, andererseits ermöglichen sie ihr den Ausweg nach 16 Jahren Drogenabhängigkeit. Dies stellt einen Wendepunkt in ihrem Leben dar: Nachdem bisher die Drogen ihre Entscheidungen bestimmt haben, wird nun ihre Tochter zum handlungsleitenden Fokus für die inzwischen 33-jährige Magdalena. Während die Drogen weitere Abhängigkeiten wie die Prostitution, Beziehung und Pflege nach sich gezogen haben, bringt die Mutterschaft für Magdalena neue Abhängigkeiten mit sich: Karim, das Jugendamt und die Muki.

Magdalena bringt ihre Tochter Tijen im Krankenhaus zur Welt. Tijen hat nach der Geburt starke Entzugssymptome. Sie ist vier Wochen in der Neonatologie und erhält ein Substitut. Sie entwickelt sich gut. Magdalena macht jeden Tag ein Drogenscreening und besucht ihre Tochter in der Neonatologie. Magdalena und Tijen lernen im Krankenhaus die Pflegemutter kennen. Tijen verbringt nach der Entlassung aus dem Krankenhaus drei Monate bei ihr. Magdalena wird derweil häufig ins Jugendamt eingeladen. Dort wird die Perspektive besprochen, dass Magdalena und Tijen in eine Muki ziehen. Das Jugendamt will jedoch zunächst abwarten, wie Magdalena mit Belastungen umgeht. Magdalena übersteht die Inobhutnahme und die Langeweile ohne rückfällig zu werden.

Während Magdalena den ersten Lebensmonat ihrer Tochter zumindest tagsüber eng bei ihr ist und ihren Entzug begleitet, ist sie folglich durch das Jugendamt gezwungen, die folgenden drei Monate ihrer Mutterschaft ohne ihre Tochter zu verbringen. Auf diese Weise kann sich die anfängliche Bindung und das sich entwickelnde Urvertrauen zwischen Mutter und Tochter zunächst nicht vertiefen. Der Hilfef Kontext tritt als Schutzschild zwischen Magdalena und ihrer Tochter auf. Magdalenas Leben wird erneut fremdbestimmt gestaltet. Sie nimmt dies in Vergangenheitperspektive hin und präsentiert es in Gegenwartsperspektive als unvermeidbare Konsequenz ihres Beikonsums. Ihrer kleinen Halbschwester sagt sie, Tijen sei noch im Krankenhaus, um ihre ehemalige Drogenabhängigkeit und die Fremdunterbringung zu verheimlichen. Der Halbschwester präsentiert sie also eine unabhängige Familienwelt.

Mit 34 Jahren zieht Magdalena mit der 4-monatigen Tijen in die Muki ein. Wegen Geschichten anderer aus Mukis und ihrer daraus resultierenden Angst, dass geklaut wird, die Mädchen zickig sind oder gemobbt wird, schließt sie ihr Zimmer ab und zählt die Tage bis sie in ihre eigene Wohnung

zurückziehen kann. Sie merkt allerdings schnell, dass die anderen super nett sind und nicht klauen. In der Muki ist viel Platz und immer etwas los, sodass Tijen gut beschäftigt ist. Ihr Bruder bekommt ein zweites Kind.

Nachdem Magdalena in ihrer Jugend selbst entscheiden konnte, wo und bei welchem ihrer Elternteile sie wohnt, erfolgt der Einzug in die Muki als Bedingung des Jugendamtes für die Rückführung von Tijen. Die Muki scheint zunächst ein bedrohlicher Ort zu sein und eine Übergangszeit, die es für Magdalena zu überstehen gilt. Er entpuppt sich jedoch als das Gegenteil: Ein Ort der Gemeinschaft und ein Ort der Orientierung. In ihrer Erzählung betont sie ihre positiven Erfahrungen in der Muki, indem sie diese mit ihren Ängsten, negativen Geschichten und einschränkenden Regeln aus anderen Mukis sowie den Nachteilen in ihrer eigenen Wohnung kontrastiert. Sie präsentiert ihr heteronom bestimmtes Leben in der Muki als etwas, mit dem sie wie sie sagt Glück habe. Ihrer kleinen Halbschwester sagt sie, die Muki sei eine WG, die sie über Airbnb gefunden habe, da in ihrer eigenen Wohnung das Wasser nicht funktioniere. Obgleich sich die Muki folglich nicht als bedrohlich herausstellt, scheint Magdalena dennoch das Bedürfnis zu verspüren, den Hilfekontext vor ihrer Halbschwester zu verheimlichen und weiterhin die unabhängige wenn nicht sogar heile Familienwelt (für sie) zu bewahren. Auch die Geburt des zweiten Kindes ihres Bruders zu dieser Zeit erwähnt Magdalena nicht in ihrer Erzählung.

Karim verweigert es, Kondome zu benutzen, Magdalena nimmt die Pille nicht. Sie passt ein bisschen auf um ihre fruchtbaren Tage herum, doch als sie an einem fruchtbaren Tag Geschlechtsverkehr haben, wird sie schwanger. Sie will auf keinen Fall ein zweites Kind von ihm haben und treibt in der 10. Woche heimlich und gegen Karims Willen ab.

Es ist zwar eine selbstbestimmte Entscheidung, allerdings dennoch ein potentiell einschneidendes und emotionales sowie von äußeren Umständen bestimmtes Erlebnis. Letzteres insbesondere im Kontext ihrer bisherigen Erfahrungen mit Tod und Verlust und der Kontrolle durch Karim. Magdalena benennt, es sei nicht schön, da es schon ein „richtiger kleiner Mensch“ sei, sie allerdings „von so einem Menschen“ kein weiteres Kind haben möchte. In ihren Ausführungen geht sie allerdings auf Karim als Vater nicht weiter ein, sondern umschreibt

konkrete Alltagsschwierigkeiten, die sie mit zwei Kindern hätte und die Überforderung, die sie durch die Abtreibung vermieden hat. Auf diese Weise rationalisiert sie ihre Entscheidung und präsentiert sie als nachvollziehbar und verantwortungsbewusst.

Karim verlangt von Magdalena, sie solle das Methadon runterdosieren, da sie sonst eine dreckige Frau sei. Magdalena und Karim streiten sich häufig. In der Muki wirft er im Streit Sachen, tritt gegen Türen, bedroht die Mitarbeiter:innen und erhält daraufhin Hausverbot. Ein gemeinsamer Besuch des substituierenden Arztes eskaliert zu einem großen Streit an der Brücke, bei dem Karim Magdalena an den Haaren zieht und sie schubst. Magdalena erzählt im an den Arzttermin anschließenden Termin ihrer psychosozialen Betreuerin davon, die wiederum das Jugendamt informiert. Magdalena bekommt Unterstützung von einer Fachberatungs- und Interventionsstelle bei häuslicher Gewalt, und geht zur interkulturellen Beratung sowie Opferschutzberatung bei der Polizei. Magdalena überlegt unterzutauchen, entscheidet sich allerdings aus Sorge vor einem Leben in Angst und mit Blick auf Tijen dagegen. Sie bleibt mit Karim zusammen, obgleich sie ihn hasst.

Die Muki wird zum Schutzort und auch darüber hinaus erlebt Magdalena Schutz und Unterstützung im Hinblick auf die häusliche Gewalt, die sie durch Karim erfährt. Dennoch präsentiert sie das Zusammenbleiben als das kleinere Übel im Kontrast zu einem wie sie sagt „Leben in Angst“ sollte sie untertauchen und betont zudem, Untertauchen sei mit Kind ohnehin keine Option. Obwohl sie folglich fachliche Unterstützung hätte, um einen anderen Lebensweg einzuschlagen, präsentiert sie sich als Ausgelieferte und Bedrohte ohne Handlungsalternativen. Die Angst vor Karims Rache sowie die Angst vor einem Leben in Unabhängigkeit scheinen größer als ihr Vertrauen in die Institutionen.

Karim wohnt in Magdalenas Wohnung, obwohl er entsprechend seiner Residenzpflicht anderweitig gemeldet ist. Dort lauert ihm die Kriminalpolizei auf. Nach dem Gerichtsverfahren wird er zu einem Jahr Haft verurteilt mit anschließendem offenen Vollzug auf Bewährung. Magdalena liest den Brief zur Vorladung zur Zeugenaussage erst, als diese vorüber ist. Als Magdalena ihr Methadon nicht runterdosieren will, trennt er sich von ihr. Dennoch besucht sie den Kindsvater mit Tijen im Gefängnis.

Die Mutterschaft als Teil der gemeinsamen Elternschaft mit Karim bedeutet für Magdalena eine Gebundenheit an den Kindsvater und die Bedrohung, die von ihm ausgehen. Die Haft ist lediglich ein zeitlich

begrenzter Schutz. Sie präsentiert die Besuche im Gefängnis mit Tijen als einzig sinnvolle Handlungsoption, um sich und ihre Tochter für die Zeit nach der Entlassung zu schützen.

Als im Herbst in der Muki der geplante Gruppenausflug ins Kartoffelfeld ausfällt, fährt Magdalena stattdessen mit ihrer Familie dorthin. Sie darf statt bis 18 Uhr bis 19 Uhr unterwegs sein. Magdalena und Tijen machen einen weiteren Ausflug mit der Familie: Sie gehen spazieren und machen ein Picknick. Die Freundin von Magdalenas Bruder bringt ihren 5-jährigen Sohn mit und hat lecker gekocht.

Magdalenas soziales Netz umfasst sowohl Freunde in der Muki als auch ihre Familie außerhalb der Muki. Während ihre Familie in ihrer Erzählung zu ihren Partnerschaften und dem Muki-Einzug keine Erwähnung fand, scheint die Familie nun angesichts ihrer eigenen kleinen Kernfamilie und der Abwesenheit Karims wieder an Bedeutung zu gewinnen.

Das Jugendamt setzt sich ein, sodass Tijen kurzfristig einen Kitagutschein bekommt. Ein:e Betreuer:in sieht den Aushang einer Kita, das Jugendamt reserviert einen Platz dort. Magdalena hat Angst, dass Tijen zu jung ist und es sie quält, von ihrer Mutter getrennt zu sein. Sie sieht die Kita aber auch als Möglichkeit, um selbst Termine wahrnehmen zu können, wenn ihre Familie arbeiten muss und Tijen nicht betreuen kann.

Diese Ambivalenz kommt mehrfach in Magdalenas Erzählung vor. Sie ist vor allem brisant, weil Magdalena sich nicht sicher sein kann, ihrem Bauchgefühl oder den Signalen Tijens folgen zu können und beispielsweise die Eingewöhnung abbrechen zu dürfen. Stattdessen ist sie der Einschätzung des Jugendamtes ausgeliefert. Nichtsdestotrotz präsentiert sie den Kitabesuch auch als potentielle Entlastung. Sie scheint die positiven Argumente der Betreuer:innen und des Jugendamtes angenommen und sich diese zumindest teilweise zu eigen gemacht zu haben. Auf diese Weise folgt sie der Orientierung und gefährdet den Halt in der Abhängigkeit nicht durch Widerrede.

Im durch Karim, das Jugendamt und die Muki vorgegebenen Rahmen versucht Magdalena, ihre Tochter bestmöglich zu schützen und ein friedliches Leben zu führen. Sie begehrt nicht gegen den Rahmen auf und versucht nicht, ihn zu verändern. Die Abhängigkeiten geben ihr Halt und Orientierung sowie eine Struktur, innerhalb derer sie ihre Entscheidungen abwägen kann.

Im Hinblick auf ihr Präsentationsinteresse *„Mein Leben in Abhängigkeit und Angst auf der Suche nach Frieden“* wird deutlich: Obgleich die Angst sie weiterhin begleitet, findet sie im Leben mit ihrer Tochter und den damit zusammenhängenden Abhängigkeiten wie der Muki Sicherheit und einen gewissen Frieden.

8. Theoriebildung

Über die Globalanalyse der Biographien der drei Mütter wird deutlich, wie Probleme im Zuge ihrer Lebensgeschichte entstanden sind und wie die Mütter zum einen in der Vergangenheit und zum anderen in der Gegenwart darauf blicken. Sie problematisieren in ihren Erzählungen verschiedene Aspekte des Hilfekontextes und benennen im Hinblick darauf Zusammenhänge, Ursachen und Veränderungswünsche. Sie reflektieren, wie sich ihre Sicht auf verschiedene Teile des Hilfesystems im Laufe ihres Lebens verändert hat und welche Geschehnisse und Akteur:innen dies beeinflusst haben. Es wäre folglich möglich, auf Grundlage der geführten Interviews die Frage zu beantworten, wie sich die Problemwahrnehmung auf Mutterschaft im Hilfesystem von Müttern, die in einer Muki leben, in ihrer Lebensbiographie entwickelt hat. Allerdings hat sich, wie bereits in der Einleitung aufgeführt, im Zuge der Globalanalysen herausgestellt, dass die Mütter weit mehr präsentieren als ihre bloße Sichtweise auf Probleme im Hinblick auf Mutterschaft im Hilfesystem. Sie erzählen davon, wie sie den Hilfekontext erleben und insbesondere, wie sie mit den Einschränkungen und Herausforderungen umgehen, die der Hilfekontext ihnen stellt. Diese Perspektive auf die Mütter als Akteurinnen im Hilfekontext, die ihre Mutterschaft gestalten, verspricht ein besseres Verständnis dafür, wie Mütter selbst gestaltend aktiv werden und in welchem biographischen Zusammenhang ihre Handlungsstrategien zu verstehen sind. Rosenthal betont, die Forschungsfrage könne sich im Laufe des Forschungsprozesses verändern (2015, S. 50). Dies entspräche der Entdeckungslogik

der qualitativen interpretativen Sozialforschung (ebd.). Daher wird im Zuge der Theoriebildung die folgende neue zentrale Fragestellung beantwortet:

Wie gestalten in einer Mutter-Kind-Einrichtung lebende Frauen ihre Mutterschaft im Hilfekontext?

Der Fokus liegt damit weiterhin auf der Selbstdeutung und Sinnkonstruktion der Mütter, allerdings im Hinblick auf ihre Handlungsstrategien.

8.1. Typologie

Im Zuge der Typisierung haben sich folgende drei Typen herauskristallisiert:

1. Mutterschaft zeigen im Ringen um Deutungshoheit und Anerkennung
2. Mutterschaft beweisen im Vermeiden von Auffälligkeiten
3. Mutterschaft lernen durch Kooperation in Form von Unterwerfung

Diese werden im Folgenden aus den Biographien der jeweiligen Repräsentantinnen hergeleitet, mit einem aussagekräftigen Zitat der jeweiligen Repräsentantin ausgeschmückt sowie anhand einer Theorie des Falls und einer kurzen griffigen Metapher charakterisiert.

8.1.1. Mutterschaft zeigen im Ringen um Deutungshoheit und Anerkennung

Die Globalanalyse von Julias Biographie verdeutlicht, wie ihre Wahrnehmung und Strategien im Umgang mit dem Hilfekontext lebensgeschichtlich entstanden sind. Julia macht wiederkehrend die Erfahrung, dass Fachkräfte im Schulkontext sie nicht wahrnehmen und/oder die Situation des Mobbing nicht zum Besseren verändern. Auch im Hilfekontext erfährt Julia sowohl in ihrer Kindheit als auch in ihrer Jugend, dass ihr nicht geholfen und ihre Sichtweise nicht erfragt wird. Angesichts der mangelnden Hilfe in diesen aussichtslos erscheinenden

Situationen entwickelt sie das Handlungsmuster Flucht, um sich zu entziehen. Im späteren Verlauf ihrer Schulkarriere entwickelt sie im Kontrast dazu jedoch Freude und Ehrgeiz in schulischen Projekten und lernt von ihrer Freundin, sich zur Wehr zu setzen. Damit beginnt ein langjähriger Emanzipationsprozess, in dem Julia sich zunehmend von ihrem Handlungsmuster Flucht löst und stattdessen aufbegehrt und die aktive Auseinandersetzung wagt. Angesichts dessen ist es ihr nun in der Muki möglich, sich selbst Gehör zu verschaffen und mit den Fachkräften um Anerkennung und Autonomie zu ringen – gleichzeitig will sie dazulernen. Es entsteht eine Ambivalenz dadurch, dass die Unterbringung einerseits Julias gewonnene Autonomie bedroht, andererseits jedoch die erneute Flucht vor ihrer Mutter ermöglicht.

Julia repräsentiert den Typus der Gestaltung von Mutterschaft im Hilfekontext:

Mutterschaft zeigen im Ringen um Deutungshoheit und Anerkennung

*„weil man denkt, ja, **ich** bin doch die Mutter, aber warum haben die denn so das letzte Wort so“ (Julia 01:05:51)*

Bei diesem Typus wird darum gerungen, die eigene Mutterschaft autonom zu gestalten. Dabei wird darauf abgezielt, die eigenen mütterlichen Kompetenzen darzulegen und eine Anerkennung dieser eingefordert. Die Deutungshoheit der Fachkräfte wird in Frage gestellt und mit den eigenen Erfahrungen als Mutter kontrastiert. Gleichzeitig werden eigene Unsicherheiten und eigenes Fehlverhalten als solche anerkannt und deren Veränderung vollzogen. Die Muki wird als vorübergehender Lernort verstanden und zugleich als Bühne für das Aufzeigen der eigenen erfolgreichen Mutterschaft genutzt. Dementsprechend ist die Hilfe aus Sicht der Mutter Auflage und Leistung zugleich und wird gewissermaßen zum Sprungbrett zu einem eigenständigen Leben. Daraus entsteht ein ambivalentes Abhängigkeitserleben, das im Rahmen des Arbeitsbündnisses ausgehandelt wird. Abgezielt wird auf ein Ende der Hilfe und ein autonomes Leben außerhalb des Hilfekontextes.

Sinnbildlich wird die Mutter zu einer *Boxerin* im *Ring* der Muki.

Die zuständige Fachkraft des Jugendamtes tritt regelmäßig als *Ringrichter:in* auf, während die Betreuer:innen zwischen der Rolle der *Kontrahent:innen* sowie der *Trainer:innen* wechseln. Der Hilfef Kontext rahmt seinerseits als *Arena* den Kampf sowie das Training.

8.1.2. Mutterschaft beweisen im Vermeiden von Auffälligkeiten

Die Globalanalyse von Vickys Biographie verdeutlicht, wie ihre Wahrnehmung und Strategien im Umgang mit dem Hilfef Kontext lebensgeschichtlich entstanden sind. Angesichts der erheblichen Misshandlungen, Vernachlässigungen und Gewalt bereits in einem Alter, in dem sie völlig wehrlos war, lassen Vicky das Handlungsmuster Erdulden entwickeln. Diesen Situationen ist sie sowohl im familiären als auch im institutionellen Kontext hilflos ausgeliefert – selbst der Hilfef Kontext wird zum Ort der Misshandlung. Erst in Liebesbeziehungen macht sie die Erfahrung, gerettet zu werden und mit ihrer Schwangerschaft und mit Bastian als Lebenspartner und Vater des gemeinsamen Kindes entwickelt sie erstmals die Perspektive auf ein gewaltfreies eigenes Familienleben. Die Meldung aus dem Krankenhaus und die darauffolgende Unterbringung in der Muki werden vor diesem Hintergrund zum Schlüsselereignis: Damit wird für Vicky das geplante Familienglück verhindert und bestätigt sich ihre Erfahrung eines nicht-hilfreichen Hilfef Kontexts. Sie verliert daraufhin (vollends) das Vertrauen in die Fachkräfte – sowohl des Jugendamtes als auch der Muki – ihr auf eine Art und Weise zu helfen, die sie als hilfreich empfindet. Daraus leitet Vicky ab, dass sie ihre Gefühle und Unsicherheiten in der Muki, beim Jugendamt und beim anstehenden Klinikaufenthalt nicht zugeben sollte, wenn sie derartige unberechenbare Konsequenzen vermeiden will. Insgesamt erfährt sie die Macht des Hilfef Kontextes und fühlt sich dem ausgeliefert.

Vicky repräsentiert den Typus der Gestaltung von Mutterschaft im Hilfekontext:

Mutterschaft beweisen im Vermeiden von Auffälligkeiten

„wenn es da einmal so’ne Auffälligkeit gibt, dann, kann’s halt zu negativen Situationen führen und das (1), den Fehler mach ich nicht nochmal.“ (Vicky 01:29:44)

Bei diesem Typus wird versucht, die eigene Mutterschaft als eine unauffällige und damit unangreifbare Fassade unter Beweis zu stellen, um weitere negative Auswirkungen zu vermeiden. Der Hilfekontext ist ein Ort der Kontrolle. Die Fachkräfte des Jugendamtes, der Muki und des Gesundheitssystems sind diejenigen, die diese Kontrolle ausführen sowie die Konsequenzen für den weiteren Verlauf des Lebens daraus ziehen. Eigene Unsicherheiten oder eigenes potentiell Fehlverhalten können dementsprechend weder sich selbst gegenüber zugegeben, noch im Hilfekontext offengelegt werden. Ein Arbeitsbündnis wird von Seiten der Mutter lediglich zum Schein eingegangen, die Hilfe selbst ist keine Leistung, sondern eine Auflage, die es nach außen hin zu erfüllen gilt. Daraus ergibt sich ein negativ geprägtes Abhängigkeitserleben. Abgezielt wird auf ein Ende der Hilfe und ein autonomes Leben außerhalb des Hilfekontextes.

Gleichnishaft gesprochen wird die Mutter zur *Verurteilten*, die im *Gerichtssaal* des Hilfekontextes der als *Richter:in* auftretenden zuständigen Fachkraft des Jugendamtes gegenübertritt. Ihren Alltag bestreitet sie wiederum in *Bewährungsorten* wie der Muki oder der Klinik, wo die Betreuer:innen sowie Therapeut:innen als sachverständige *Gutachter:innen* fungieren. Es gilt, im Gerichtssaal und gegenüber den Gutachter:innen gut dazustehen, um freigesprochen zu werden.

8.1.3. Mutterschaft lernen durch Kooperation in Form von Unterwerfung

Die Globalanalyse von Magdalenas Biographie verdeutlicht, wie ihre Wahrnehmung und Strategien im Umgang mit dem Hilfekontext le-

bensgeschichtlich entstanden sind. In ihrer Kindheit erlebt sie mutmaßlich wenig emotionale Wärme und werden ihre Grundbedürfnisse vermutlich nicht ausreichend erfüllt. Dies mündet in eine Drogenabhängigkeit. Diese sowie daraus resultierende Abhängigkeitsbeziehungen bestimmen Magdalenas Leben über viele Jahre. Indem sie sich dem hingibt und unterwirft, erlebt sie Orientierung, Halt und Sicherheit. Einschneidende Erlebnisse im jungen Erwachsenenalter sind der Selbstmord ihrer Mutter sowie der Tod ihres Partners. Während sie in ihrer Kindheit und Jugend in Institutionen keine Orientierung gefunden zu haben scheint, erfährt sie angesichts einer von emotionaler Gewalt geprägten Beziehung und ihrer eigenen Mutterschaft in einer Institution, der Muki, Schutz und Orientierung – wie bereits zuvor in ihrem Leben: in Abhängigkeitsbeziehungen, allerdings nicht mehr in Drogenabhängigkeit. Aus eigener Unsicherheit hinsichtlich ihrer Mutterschaft sowie um den Halt in den Abhängigkeitsbeziehungen nicht zu gefährden, unterwirft sie sich den Fachkräften im Hilfekontext.

Magdalena repräsentiert den Typus der Gestaltung von Mutterschaft im Hilfekontext:

Mutterschaft lernen durch Kooperation in Form von Unterwerfung

„Da helfen die Betreuer eben, da kommt man alleine vielleicht gar nicht drauf.“ (Magdalena 01:20:09)

Bei diesem Typus wird die eigene Mutterschaft in der Muki erlernt und gelebt. Eigene Unsicherheiten oder eigenes potentiell Fehverhalten werden der eigenen Unerfahrenheit zugeschrieben und als gewöhnlich akzeptiert. Dementsprechend werden die Fachkräfte als Experten bezüglich der Versorgung und Erziehung von Kindern verstanden und als Lehrende wahrgenommen. Ihren Einschätzungen und Entscheidungen wird sich im Arbeitsbündnis unterworfen. Der Hilfekontext wird als unbeeinflussbares Setting hingenommen. Dabei dient die Muki als Schutz- und Lernort für die Mutter sowie als optimaler Entwicklungs-ort für das Kind. Die Hilfe wird als notwendig hin- und angenommen, sodass die Abhängigkeit nicht negativ erlebt wird, sondern sogar im Gegenteil Sicherheit und Orientierung gibt. Dergestalt formiert sich

die Hilfe als in Anspruch genommene Leistung – jedoch als eine dem Leistungskatalog entnommene, die nicht individuell gestaltet oder angepasst, sondern als vorbestimmt und unbeeinflussbar wahrgenommen wird. Der Verbleib in der Hilfe ist eine beruhigende Perspektive.

Ein Sinnbild zeichnend wird der Hilfekontext zu einem *Theater*, das von der zuständigen Fachkraft des Jugendamtes als *Intendant:in* geleitet und gestaltet wird. Die Muki ist als *Bühne* der Ort, an dem die Mutter als *Marionette* auftritt und von den als *Marionettenspieler:innen* auftretenden Betreuer:innen in ihren Bewegungen geleitet und geschult wird.

8.2. Fallübergreifende theoretische Diskussion

Über die Typisierung wurde deutlich, wie unterschiedlich die Mütter ihre Mutterschaft im Hilfekontext gestalten. Im zweiten Schritt der Theoriebildung gilt es nun, strukturverbindende Elemente der Fälle herauszuarbeiten und diese in einem theoretischen Kontext zu diskutieren.

In all ihrer Unterschiedlichkeit und Individualität der Typen sowie der zugrundeliegenden Biographien wird deutlich: Die Aushandlung von *Autonomie* in einem heteronom geprägten Setting zeigt sich als das handlungsbestimmende Thema der Mütter. Die Begrenzung ihrer Freiheit ist für Julia und Vicky weder selbstverständlich, noch angesichts des ihnen zugewiesenen (teils von ihnen anerkannten) Hilfebedarfs angemessen, geschweige denn als langfristige Perspektive hinnehmbar. Nur Magdalena scheint angesichts ihrer biographischen Erfahrungen geneigt, die begrenzte Freiheit größtenteils hinzunehmen – doch auch sie problematisiert zumindest teilweise oder indirekt die Abhängigkeit ihrer Entscheidungen und Handlungen. Damit offenbart sich der Freiheitsbegriff als etwas, das im Alltag der Mütter angekommen ist, und Autonomie als zentraler Punkt einer zufriedenstellenden Lebensgestaltung. Daher wird nachfolgend Autonomie definiert sowie im Zusammenhang verschiedener theoretischer Perspektiven (Betreuungskon-

flikte, Subjekttheorie, Lebensweltorientierte Soziale Arbeit, Biographie, Problemkongruenz) im Hinblick auf den Hilfekontext Mukis analysiert.

Im Wörterbuch Soziale Arbeit wird Autonomie als Schlüsselbegriff und Fundamentalnorm der heutigen Sozialen Arbeit und Ethik bezeichnet (Lob-Hüdepohl 2021, S. 115). Sie verkörpere das grundlegende Prinzip, das jedem Menschen eigen sei: Die Fähigkeit, unabhängige Entscheidungen über sein eigenes Leben zu treffen, sich dadurch in seiner Identität zu definieren und somit als Hauptakteur seiner eigenen Lebensgeschichte seine Menschlichkeit zu entfalten (ebd.). Gleichzeitig sei Autonomie stets relational: Sie entfalte sich im Austausch mit anderen Menschen und im Umgang mit gesellschaftlichen und kulturellen Deutungs- und Handlungsmustern sowie gesellschaftlichen Normen und Erwartungen (ebd. S.116). Dabei können die individuellen Möglichkeiten zu interpretieren, zu entscheiden und zu handeln sowohl bereichert als auch ungerechtfertigt beschränkt werden (ebd.). Auf diese Weise werde Autonomie als Selbstbestimmung moralisch anspruchsvoll und sei mitunter mit Widersprüchen und Einbrüchen konfrontiert (ebd.). Eine dort ansetzende lebensweltorientierte sozialprofessionelle Intervention unterstütze hin zu mehr Autonomie, belasse die Autor:innenschaft für ihr Leben jedoch bei den Klient:innen (ebd. S. 117). Nicht lebensweltorientiert sei es wiederum, die Selbstbestimmung mit expertokratischem Fachwissen zu ersetzen (ebd.). Für Professionelle sei es allerdings dann angebracht, die Selbstbestimmung ihrer Klient:innen einzuschränken, wenn dies dem Schutz Dritter diene und verhältnismäßig sei (ebd.). Die Dynamik, die daraus im Speziellen in Mukis entsteht, hat Ott in ihren Forschungen zu stationären Mutter-Kind-Einrichtungen und der Formierung von Mutterschaft im Kontext des Kinderschutzes analysiert und eine Theorieperspektive entworfen, die im Folgenden dargestellt wird.

Autonomie und Betreuungskonflikte

In Mukis als intensivste Hilfeform und kostspieligste Maßnahme ergebe sich die Kindeswohlgefährdung – und damit der benannte Schutz Dritter – als wichtigster Aufnahmegrund (Ott 2020, S. 63). Erst diese und das nicht-Ausreichen ambulanter Hilfen rechtfertigen den starken

Eingriff in das Leben und die Autonomie der Familien (ebd.). Auf diese Weise werde die Hilfezuweisung direkt an die Problemzuschreibung unzureichender Erziehungsfähigkeit gekoppelt und Kontrolle somit moralisierend gerechtfertigt (ebd. S. 75). Obgleich die Hilfezuweisung rechtlich codiert sei, werde die Kontrolllogik dementsprechend strukturell in den Betreuungsverhältnissen angelegt (ebd.). Daraus gehen wiederum Erwartungen an die Einsicht der Hilfebedürftigkeit und die Mitwirkung einher: Die Mütter sollen die Problemzuschreibung anerkennen und sich zum Wohle des Kindes an die gesellschaftlichen Verhältnisse anpassen (ebd. S. 76). An diese „Mitwirkung“ oder ihr Fehlen werde wiederum gekoppelt, inwieweit entweder Kontrollen oder aber Gestaltungsspielräume erweitert werden (Ott und Hontschik 2020, S. 240). Die Betreuer:innen bewegen sich dabei im Referenzsystem des doppelten Auftrags, die Erziehung zu fördern und das Kind zu schützen – die Mütter hingegen ringen um Deutungshoheit und Autonomie in der Betreuungssituation (Ott 2020, S. 75). Wegen der unterschiedlichen Referenzsysteme werde ein Aufbegehren der Mütter gegen die Betreuungssituation allerdings oftmals nicht als Betreuungskonflikt adressiert, sondern als weiteres gefährdendes Erziehungsverhalten personalisiert (ebd. S. 76). So werden beispielsweise Regelbrüche im Hinblick auf das Kindeswohl verhandelt und nicht als Widerstand gegen die Betreuung oder als Autonomiebestrebungen (ebd. S. 73). Daher bleiben institutionalisierte gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse unsichtbar und werden Konflikte umgelenkt, verdeckt oder gar neutralisiert und folglich nicht adressiert (ebd.). Innerhalb der Konflikte werde das Kind in zweierlei Hinsicht objektiviert: „als *Wissenobjekt* zur Vermittlung der pädagogischen Absicht und als *Darstellungsobjekt* für die Präsentation mütterlicher Verantwortung“ (Ott und Hontschik 2020, S. 238). Selbst indem Betreuer:innen und Mütter das Kind dabei in einen Akteurstatus versetzen, positionieren sie es gleichzeitig strategisch im Konfliktverhältnis um Deutungshoheit und objektivieren es folglich (ebd. S. 244). Diese (Selbst)Darstellung guter Mutterschaft am Kind könne als aktive Auseinandersetzung mit und Abgrenzung von den Problemzuschreibungen verstanden werden (Ott 2020, S. 71).

Diese macht- und institutionenanalytische Perspektive bestätigt sich in den Interviews und ihren Globalanalysen: Die Mütter thematisieren, welche Ausgangssituation und Problemzuschreibung zu ihrer Unterbringung geführt haben. Sie reagieren auf die Hilfelogik, die ihre Autonomieeinschränkungen mit der fachlichen Perspektive auf die Kindeswohlgefährdung plausibilisiert, indem sie ihre gute Mutterschaft im Umgang mit dem Kind gegenüber den Betreuer:innen aufzeigen und unter Beweis stellen. In Abhängigkeit von ihren biographischen Erfahrungen nehmen sie dabei die Autonomieeinschränkungen (vorübergehend) hin, ringen um sie oder versuchen, sie zu beenden. Dabei spielt eine zentrale Rolle, inwieweit sie die Deutungshoheit der Fachkräfte (zum Schein) anerkennen, sie in Frage stellen oder sich ihr unterwerfen.

Autonomie und Subjekttheorie

In seiner Idee zur Sozialpädagogik entwirft Winkler Autonomie als zentrale Kategorie, die eng mit Subjektivität und dem Konzept eines gelingenden Lebens verbunden sei (2021, S. 335). Autonomie beziehe sich auf die Fähigkeit des Einzelnen, sein eigenes Leben selbstbestimmt und als handelndes Subjekt zu gestalten (ebd.). In Krisensituationen, die nicht nur kurzfristige Überlastungen, sondern existenzielle Zustände darstellen, werde die Autonomie von Menschen eingeschränkt oder gar aufgehoben (ebd.). Sie erleben sich selbst als eingeschränkt in ihrer Handlungsfähigkeit, Selbstwahrnehmung als Subjekt und ihrer Fähigkeit, Entscheidungen zu treffen und umzusetzen (ebd.). Die Sozialpädagogik ziele darauf ab, Menschen in solchen Krisensituationen zu unterstützen und ihre Autonomie zu fördern (ebd.). Sie beginne dort, „wo die Gesellschaftlichkeit der individuellen Subjektivität bewahrt oder wiederhergestellt sein soll“ (ebd. S. 336). Dabei gehe es darum, ihnen zu helfen, ihre eigene Situation zu verstehen, ihre Handlungsfähigkeit wiederzugewinnen und eine soziale Einbindung zu finden (ebd. S. 335). Die Wiederherstellung der Autonomie beinhalte auch die Anerkennung und Achtung ihrer Existenz sowie die Möglichkeit, ein Leben zu führen, das gesellschaftlich und kulturell als normal angesehen wird (ebd.). Eine autonome Lebensführung sei allerdings eine Fer-

tigkeit, die sich bei Menschen im Laufe ihres Lebens unterschiedlich als Können und Ambition entwickle sowie nicht von allen angestrebt werde (ebd. S. 336). Die Subjektorientierung des pädagogischen Handelns zielt darauf ab, dahingehende Entwicklungsprozesse anzustoßen, die sich bestenfalls letztendlich als Widerstand gegen eben diesen Anstoß als eine Form der Fremdbestimmung offenbaren können (ebd. S. 337). Entwicklungsziele müssen mit dem Subjekt vereinbar sein und sehen sich gleichzeitig mit dem Dilemma konfrontiert, dass der gesellschaftliche Kontext stark normativ wirke (ebd. S. 338). Im besten Fall können persönliche Entwicklung und das Lernen so gestaltet werden, dass Subjektivität mit den Möglichkeiten der Gesellschaft und Kultur verbunden wird, um Handlungsfähigkeit und Freiheit zu ermöglichen (ebd. S. 354).

„Freiheit muss man können – und das kann man nur in einem sozialen und kulturellen Kontext erlernen, der die Einübung in Freiheit erlaubt, nicht als Zwang, sondern als reflektierte Selbständigkeit.“ (Winkler 2021, S. 250).

Die Mütter sind insoweit Subjekte entsprechend Winklers Charakteristika, als sie versuchen, sich handelnd zu verwirklichen, Autonomie und Verantwortung zu übernehmen, Erfahrungen zu machen und sich mit ihrer Umwelt auseinanderzusetzen. Sie sind durch den Hilfef Kontext allerdings in ihrer Autonomie und damit in ihrer Subjektivität eingeschränkt. Von wahrhafter Unabhängigkeit entsprechend Winklers vierter Grundbestimmung des sozialpädagogischen Handelns ist daher eindeutig nicht zu sprechen. In ihren Erzählungen thematisieren die Mütter immer wieder die von Winkler umschriebenen Differenzen zwischen der Individual- und Reallage, die zu Belastungen führen und sozialpädagogisches Handeln legitimieren. Paradoxerweise ist es allerdings gerade das sozialpädagogische Handeln selbst, das die Real-lage dahingehend beeinflusst, als dass sie nicht dem Selbstbild der Mütter entspricht: Der Hilfef Kontext schreibt ihnen Probleme und eine Krisensituation zu, die sie selbst (zumindest teilweise) nicht als solche wahrnehmen und schränkt sie aufgrund dessen in ihrer autonomen Lebensführung ein. Damit wird das Dilemma sichtbar, wie stark normativ der gesellschaftliche Kontext wirkt. Das Ziel der Sozialpädagogik, die

Autonomie der Klient:innen zu fördern, klingt aus den Erzählungen der Mütter kaum bis nicht an.

Autonomie und Lebensweltorientierte Soziale Arbeit

Thiersch widmet sich in seinem Buch „Lebensweltorientierte Soziale Arbeit revisited“ im Zuge verschiedener Handlungskonstellationen unter anderem dem Leben in Einrichtungen (Thiersch 2020, S. 174 ff.). In diesem Zusammengang beleuchtet er einerseits die Heimrevolte, die im Sinne der Lebensweltorientierung dazu führte, dass stationäre Hilfen abgebaut und ambulante Angebote, die im Alltag der Betroffenen ansetzten, ausgebaut wurden (ebd. S. 174). Das Ziel war es, Soziale Arbeit nicht durch institutionelle Macht, sondern über die Unterstützung alltäglicher Autonomie zu leisten (ebd.). Andererseits benennt er Konzepte, die Heime als gelingendere pädagogische Welt verstehen, innerhalb derer Kindern durch die begleitenden Pädagog:innen ein gelingenderer Alltag eröffnet werde (ebd. S. 175). Obgleich sich Thiersch auf Heime bezieht, so lassen sich seine Ausführungen auf den Muki-Kontext übertragen: Die Alltäglichkeit in der Gruppe verlange von den Bewohner:innen ein Aufeinander-einlassen und eine stetige Aushandlung der Kultur des Zusammenlebens (ebd.). Die Pädagog:innen stehen ihrerseits vor der komplexen Aufgabe, sich auf die individuellen Alltagsbedürfnisse einzulassen, diese mit den Möglichkeiten der Gruppe auszuhandeln sowie gleichzeitig Raum für Eigenheiten zu lassen und abzielend auf eine gelingendere Alltagsgestaltung unterstützend einzugreifen (ebd.). Zentral sei dabei eine feinfühlige Gestaltung von Nähe und Distanz, es gehe sowohl darum, authentisch erfahrbar zu sein als auch sich zurückzunehmen (ebd. S. 176). Der idealisierten Möglichkeit, einen gelingenderen Alltag mit den Bewohner:innen anzugehen, stellt Thiersch Einschränkungen in der Realität gegenüber (ebd.). Institutionelle Rahmenbedingungen, organisatorische und wirtschaftliche Aspekte gehen mit erheblichen Beeinträchtigungen einher: eine geregelte Zeit- und Versorgungsstruktur, Zwangskonstellationen und Machtstrukturen, die Fluktuation sowohl der Bewohner:innen als auch der Betreuer:innen sowie die parallele Alltäglichkeit der Betreuer:innen im Privaten (ebd.). Dies führe dazu, dass für die gemeinsame

Alltäglichkeit nicht die Individualität richtungsleitend sei, sondern personenunabhängige verbindliche Regeln, denen sich alle zu fügen haben (ebd.).

Beide Seiten werden in den Interviews und ihren Globalanalysen spürbar: Sowohl die einschränkenden Rahmenbedingungen als auch die pädagogisch gestaltete Lebenswelt mit ihrem Potential eines gemeinsam geteilten gelingenderen Alltags. Die Muki ist die zentrale Alltagswelt der Mütter. Die Mütter thematisieren, wie sie über das Zusammenleben mit den anderen Bewohner:innen verhandeln, wie sie mit den Angeboten und Eingriffen der Pädagog:innen umgehen und wie sie um ihre Alltagsbedürfnisse ringen. Es wird deutlich: In der pädagogisch gestalteten Lebenswelt treten die Mütter als eigensinnige Akteure auf, die abhängig von ihren biographischen Erfahrungen mit unterschiedlichen Strategien ihre Alltagsbedürfnisse, Alltagsinteressen und Alltagsschwierigkeiten kenntlich oder unkenntlich machen, verhandeln oder verstecken, aushandeln oder zurückstellen.

Autonomie und Biographie

Lob-Hüdepohl charakterisiert Autonomie im Wörterbuch Soziale Arbeit als eine *Prozessfigur* (2021, S. 116). Als prozesshafte Grundkompetenz könne sich Autonomie im Laufe des Lebens verändern, einbrechen, (vorübergehend) unzulänglich sein oder müsse sich überhaupt erst ausbilden (ebd.). Autonomieentwicklung wird demnach als wichtiger Teil der Biographie deutlich.

Dies zeigt sich auch in den Interviews und ihren Globalanalysen. Insbesondere im Vergleich der drei Biographien wird sichtbar, wie unterschiedlich sie Autonomie in ihrer Lebensgeschichte erlebt haben: als Handlungsspielraum, als Überforderung, als Bedrohung, als Ziel. Zudem zeigen ihre Handlungsstrategien, wie viel Autonomie ihnen zugetraut oder zugemutet wurde und wie autonom sie selbst handeln konnten oder wollten. Dabei zeigt sich zudem, wie sich ihre Handlungen hin zu mehr beziehungsweise weniger Autonomie entwickelt haben und wie sie sowohl aus Vergangenheits- als auch aus Gegenwarts Perspektive auf ihre Autonomiemöglichkeiten blicken.

Autonomie und Problemkongruenz

Wie in der Einleitung ausgeführt, beleuchten bisherige Veröffentlichungen Problemkongruenz als Aspekt der Gefährdungseinschätzung sowie als Basis für ein gemeinsames Verständnis und eine Zusammenarbeit der Akteur:innen (Kinderschutz-Zentrum Berlin 2009, S. 31 f.; Moos 2021, S. 389). Im Hinblick auf Autonomie wird allerdings eine weitere Funktion(sweise) von Problemkongruenz sichtbar. Ader und Schrapper benennen konkrete Hinweise, wie Hilfe und Kontrolle sinnvollerweise zu gestalten sei und welche Bedeutung beides für das Fallverstehen und die Diagnostik habe (2022, S. 173). In einer Auflistung hilfreicher zentraler Fragen des Fallverstehens im Hinblick auf Hilfe und Kontrolle sei unter anderen folgende Frage zu berücksichtigen: „Können die Einschränkungen ihrer Autonomie als nützlich und damit sinnvoll für ihre Kinder begriffen werden?“ (ebd.). Obgleich die Autor:innen in diesem Zusammenhang nicht auf Problemkongruenz hinweisen, so kann dennoch im Umkehrschluss darauf geschlossen werden, dass die Akzeptanz der Autonomieeinschränkung nur dann als sinnvoll für die Kinder begriffen werden kann, wenn zwischen Fachkräften und Klient:innen eine Problemkongruenz herrscht sowie die Autonomie einschränkende Hilfe als passende Lösung des definierten Problems empfunden wird. Autonomie sowie ihre Einschränkung hängt folglich, wie bereits im Zusammenhang der Betreuungskonflikte ausgeführt, eng mit anerkannten Problemzuschreibungen und Problemkongruenz zusammen. In dieser Hinsicht wird Problemkongruenz für die Fachkräfte ein wichtiges Kriterium, um zu entscheiden, ob Autonomiespielräume eröffnet oder eingeschränkt werden. Mit Blick auf die Klient:innen kann Problemkongruenz wiederum die Kooperationsbereitschaft und Akzeptanz von Autonomieeinschränkungen erhöhen. Wenn sich Fachkräfte und Klient:innen einig sind, was das Problem ist, trauen die Fachkräfte den Klient:innen folglich gegebenenfalls mehr Autonomie zu und können die Klient:innen ihrerseits Autonomieeinschränkungen bestenfalls besser ertragen.

In den Interviews wird Problemkongruenz beziehungsweise ihr Mangel als zentraler Punkt für die Gestaltung der Hilfe deutlich. Die

Mütter thematisieren teilweise sowohl die Problematik, dass die Sozialarbeiter:innen des Jugendamts aus ihrer Sicht bestimmte Problemlagen nicht erkannt habe oder diesen nicht adäquat begegnet seien, als auch, dass sie selbst die Problemdefinition des Jugendamtes nicht für sich und ihre Mutterschaft nachvollziehen oder annehmen können. Insbesondere aus letzterem resultiert ein deutliches Unverständnis gegenüber den erheblichen Einschränkungen ihrer Autonomie im Rahmen der Muki.

8.3. Zentrale Ergebnisse zur Gestaltung von Mutterschaft im Hilfekontext

Fallübergreifend theoretisch eingebettet können zur Beantwortung der Frage, wie in einer Mutter-Kind-Einrichtung lebende Frauen ihre Mutterschaft im Hilfekontext gestalten, folgende zentralen Ergebnisse formuliert werden:

Mütter gestalten ihre Mutterschaft im Hilfekontext, indem sie ...

1. ... im *Betreuungskonflikt* ihre Spielräume rund um Deutungshoheit und Autonomie aushandeln oder hinnehmen.
2. ... als *Akteure* ihres eigenen Lebens aktiv werden oder sich der heteronomen Determination hingeben.
3. ... ihre Alltagsbedürfnisse, Alltagsinteressen und Alltagsschwierigkeiten mit den Mitbewohner:innen und Betreuer:innen innerhalb der Muki als zentrale *Alltagswelt* verhandeln.
4. ... ihre *biographischen Erfahrungen* und Handlungsmuster reproduzieren oder durchbrechen.
5. ... in Abhängigkeit vom Grad der *Problemkongruenz* und ihren biographischen Erfahrungen die Autonomieeinschränkungen bekämpfen oder dulden.

8.4. Theoriemodell zur Dynamik von Autonomieeinschränkungen

In der fallübergreifenden theoretischen Diskussion wurde Autonomie als handlungsbestimmendes Thema der Mütter herauskristallisiert und

vor dem Hintergrund verschiedener theoretischer Ansätze diskutiert. Die Erkenntnisse aus Empirie und Theorie werden nun in einem nächsten Schritt durch ein theoretisches Modell zusammengeführt und visualisiert. Dafür werden drei Ebenen beleuchtet und modelliert:

Die Dynamik von Autonomieeinschränkungen

Die Gestaltung von *Autonomie* erfährt eine natürliche Begrenzung durch die *Lebenswelt* einer Person und den darin wirkenden gesellschaftlichen und kulturellen Deutungs- und Handlungsmustern sowie gesellschaftlichen Normen und Erwartungen. Sie kann allerdings weiter eingeschränkt werden, wenn innerhalb der Lebenswelt *Krisen* oder *Kinderschutzaspekte* wirksam werden. Inwieweit autonom interpretiert, entschieden und gehandelt, sprich Autonomie gelebt werden kann, hängt zudem von den *biographischen Erfahrungen* ab.

Widerstand gegen Autonomieeinschränkungen

Widerstand entsteht, wenn die Autonomie in Gefahr ist und stellt diese wieder her: Indem die Klient:innen gegen den Rahmen der *pädagogischen Welt* aufbegehren und zum Beispiel eine Kooperation verweigern (oder nur zum Schein eingehen), gewinnen sie Selbstbestimmung und Entscheidungsmacht und somit Autonomie zurück. In *Betreuungskonflikten* und dem Kenntlichmachen von *Alltagsbedürfnissen* können Widerstände sichtbar werden. Das Ziel der Klient:innen ist es dabei, die Einschränkung der Autonomie aufzuheben. Das individuelle Bestreben nach Autonomie sowie die Fähigkeiten einer autonomen Lebensgestaltung werden von biographischen Erfahrungen im Laufe des Lebens beeinflusst.

Akzeptanz von Autonomieeinschränkungen

Gelingt es, mit den Klient:innen eine *Problemkongruenz* herzustellen und empfinden diese die Hilfen als *passgenau*, kann eine (zumindest vorübergehende) *Akzeptanz* der Autonomieeinschränkungen hergestellt werden. Wie bereits die Fähigkeiten einer autonomen Lebensgestaltung sowie das widerständige Bestreben nach Autonomie, wird auch



9. Implikationen für die Praxis

Angesichts der Erkenntnis aus der fallübergreifenden theoretischen Diskussion, dass eine Unterwerfung nicht (mehr) vorausgesetzt werden kann – und im Übrigen aus Perspektive der Subjekttheorie und Lebensweltorientierung nicht anvisiert werden sollte – müssen Hilfekontexte neu gedacht werden. Folgende Themen haben sich als fachliche Implikationen herauskristallisiert:

1. Autonomieeinschränkung als Hilfethema
2. Problemkongruenz für die Akzeptanz von Autonomieeinschränkungen
3. Narrative Methoden zum Fall- und Selbstverstehen
4. Individueller Handlungsrahmen zur Autonomieentfaltung

Diese werden im Folgenden näher ausgeführt:

Autonomieeinschränkung als Hilfethema

Der Hilfekontext ist geprägt durch strukturelle und rechtliche Bedingungen, die zu Autonomieeinschränkungen und somit zu einer sehr speziellen Alltagswelt – im besten Fall einer gelingenderen pädagogischen Welt – führen. Daher sollten Autonomieeinschränkungen als Thema der Hilfe gedacht und mit den Klient:innen transparent und ehrlich besprochen werden. Insbesondere das Paradoxon, dass die Autonomie eingeschränkt wird, um perspektivisch Freiheit zu erlangen, muss thematisiert werden. Gleichzeitig ist das perspektivische Leben in Freiheit oder vollkommener Autonomie eine Utopie. Da wir Menschen

aufeinander angewiesen sind, leben wir alle mit Autonomieeinschränkungen. Auch diese gesellschaftlichen und kulturellen Aspekte gilt es gemeinsam zu beleuchten. Widerstände der Klient:innen können dabei auf (Betreuungs-)Konflikte sowie im Rahmen des Hilfekontextes nicht erfüllte Alltagsbedürfnisse hinweisen. In der Bearbeitung von Widerständen sollten institutionalisierte gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse stets mitgedacht und mitbesprochen werden.

Problemkongruenz für die Akzeptanz von Autonomieeinschränkungen

Problemkongruenz ist nicht nur ein wichtiger Aspekt der Gefährdungseinschätzung sowie die Basis für ein gemeinsames Verständnis und eine Zusammenarbeit der Akteur:innen, sondern kann zudem die (vorübergehende) Akzeptanz der Autonomieeinschränkung erhöhen. Deswegen ist es von zentraler Bedeutung, mit den Klient:innen auf eine Problemkongruenz hinzuarbeiten und daraus gemeinsam passgenaue Hilfe und Interventionen abzuleiten und zu gestalten. Erst wenn die Klient:innen die Autonomieeinschränkung als angemessenen Schutz für ihre Kinder verstehen, gelingt es ihnen womöglich, die eigenen Freiheitsbedürfnisse zumindest zeitweise zurückzustellen. Für Fachkräfte sind Autonomieeinschränkungen die logische Konsequenz in Reaktion auf eine bestehende oder vermutete Kindeswohlgefährdung. Doch wenn die Klient:innen diese Problemsicht nicht teilen, ist nicht nur die Sichtweise der Fachkräfte für sie nicht nachvollziehbar, sondern logischerweise auch die daraus folgenden Konsequenzen – insbesondere, da sie ihre Autonomie einschränken. Weil die Entwicklung von Problemkongruenz zumeist einen mitunter langwierigen und beziehungsabhängigen Prozess darstellt, ist in diesem Zusammenhang zudem ein machtsensibler und transparenter Umgang mit Deutungshoheit ausschlaggebend.

Narrative Methoden zum Fall- und Selbstverstehen

Der biographische Zugang ermöglicht sowohl das Fallverstehen der Fachkräfte als auch das Selbstverstehen der Klient:innen: Was haben sie erlebt? Wie blicken sie in der Gegenwart darauf? Welche Handlungsmuster und Handlungsstrategien haben sie entwickelt? Welchen

Sinn haben diese? Dies bezieht sich auf verschiedene Lebensbereiche, ist allerdings insbesondere hinsichtlich der Gestaltung von Mutterschaft im Hilfekontext ausschlaggebend. Ein biographischer Zugang macht die Strategien der Mütter im Umgang mit dem Hilfekontext zugänglich und verstehbar. Narrative Methoden sind ein Weg für Fachkräfte, den Müttern individuell entgegenzutreten. Zudem werden biographisch geprägte Haltungen und Erfahrungen zu Autonomie(-einschränkungen) sowie Problemwahrnehmungen zugänglich. Dementsprechend dienen narrative Methoden als Ausgangspunkt zur Entwicklung von Problemkongruenz und folglich als Grundlage eines gelingenden Arbeitsbündnisses. Sie ebnen den Weg für Heilungsprozesse und Weiterentwicklung.

Individueller Handlungsrahmen zur Autonomieentfaltung

In Aushandlung der strukturellen Rahmenbedingungen und Autonomieeinschränkungen, der Problemkongruenz und der biographischen Perspektive der Klient:innen gilt es, einen individuellen Handlungsrahmen zu eröffnen. Innerhalb dieses Rahmens ist zu erarbeiten, wie die Mütter Autonomie leben beziehungsweise diese verwirklichen können. Oder mit den Worten Böhringers: Es bedarf einer „Hilfe zur Selbstständigkeit“, sprich einer Hilfe, die den Hilfebedarf auflöst (2022, S. 22). Es ist wichtig, dass der Hilfekontext darauf ausgerichtet ist, die Selbstständigkeit und Selbstbestimmung der Mütter zu fördern. Dadurch sollen sie die Möglichkeit erhalten, ihre Mutterschaft gelingend(er), verantwortungsbewusst und selbstbestimmt zu gestalten sowie perspektivisch unabhängig zu leben. Hierbei sind die Mütter als Hauptakteurinnen ihres Lebens zu verstehen, die ihre Ziele, Perspektiven und ihre Lebensrichtung selbstbestimmt definieren. Dafür brauchen die Mütter die nötigen Werkzeuge und ein geschütztes Übungsfeld, um ihre Autonomie entfalten beziehungsweise rückerobern zu können. Innerhalb des institutionellen Kontextes mit seinen bereits beschriebenen Rahmenbedingungen sowie organisatorischen und wirtschaftlichen Wirkmechanismen ist dies eine besondere Herausforderung.

10. Ausblick

Während sich die ersten drei umschriebenen Praxisimplikationen vorrangig auf das Handeln der Fachkräfte beziehen, verweist der vierte Punkt neben fachlichen Anforderungen auf institutionelle, politische und gesellschaftliche Fragen, die es zu klären gilt. Die von Thiersch im Hinblick auf Heime benannten „neue[n] Formen eines lebensweltorientierten Lebens am anderen Ort in einer weniger institutionell strukturierten Alltäglichkeit“ braucht es auch für Mukis (2020, S. 178). Denn solange institutionelle, organisatorische und wirtschaftliche Aspekte den Alltag strukturieren, sind wie bereits beschrieben personenunabhängige Regeln richtungsleitend und nicht die Individualität und Autonomie der Beteiligten. Doch gerade Autonomie und Eigenwilligkeit sind zentral, wie Jurczyk et al. treffend formulieren: „Die Realisierung von Eigensinn und selbstbestimmter Entfaltung im Privaten ist schließlich das, was Individuen mit Familie verbinden.“ (2014, S. 27). Familienpolitische Programme und Maßnahmen müssen in diesem Sinne sowohl Raum für Autonomie als auch Unterstützungsmöglichkeiten in prekären Lebenslagen bieten (ebd.). Sowohl politische als auch institutionelle Entscheidungen sind dabei von der gesellschaftlichen Haltung geprägt. Für die Gesellschaft und insbesondere für mit Familien arbeitenden Fachkräfte stellen sich daher die Fragen: Sehen wir als Bürger:innen oder als pädagogische Fachkräfte Eltern als erste Kinderschützer:innen? Halten wir aus, dass das Recht von Kindern auf Schutz vor Gefährdungen ihres Wohls nicht gleichbedeutend ist mit „optimaler“ Erziehung? Kommen wir damit zurecht, dass Verän-

derungsprozesse Zeit brauchen und nicht linear aufwärts verlaufen?
Gelingt es uns – im Sinne des Zitats einer Biographin „**Ich** bin doch die Mutter“ – Kinder **mit**, statt *vor* ihren Eltern zu schützen?

11. Literaturverzeichnis

- Ackermann, Timo (2016): Über das Kindeswohl entscheiden. Dissertation (Pädagogik).
- Ackermann, Timo (2022): Konflikte in der Kinder- und Jugendhilfe. In: Ulrike Eichinger und Barbara Schäuble (Hg.): Konfliktanalysen: Element einer kritischen Sozialen Arbeit. Ein Studienbuch. Wiesbaden, Heidelberg: Springer VS (Lehrbuch, Band 32), S. 97–118.
- Ader, Sabine; Schrapper, Christian (Hg.) (2022): Sozialpädagogische Diagnostik und Fallverstehen in der Jugendhilfe. Uni-Taschenbücher GmbH; Ernst Reinhardt Verlag. 2., aktualisierte Auflage. München: Ernst Reinhardt Verlag (UTB Soziale Arbeit, 5354).
- Böhringer, Daniela; Hitzler, Sarah; Richter, Martina (2022): Konstellationen organisierten Helfens. Eine theoretische Skizze. In: Daniela Böhringer, Sarah Hitzler und Martina Richter (Hg.): Helfen. Situative und organisationale Ausprägungen einer unterbestimmten Praxis. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie), S. 15–38.
- Brändel, Birte; Hüning, Johannes (2012): Mütter in der Erziehungshilfe. In: Karin Böllert und Corinna Peter (Hg.): Mutter + Vater = Eltern? Sozialer Wandel, Elternrollen und soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 181–209.
- Brauchli, Simone (2020): Das Wohl der Kinder und die Selbstbestimmung der Eltern. Eine qualitative Untersuchung zur Sozialpädagogischen Familienbegleitung in der Schweiz. Weinheim: Beltz.
- Bundesvereinigung der kommunalen Spitzenverbände (2009): Empfehlungen zur Festlegung fachlicher Verfahrensstandards in den Jugendämtern bei Gefährdung des Kindeswohls. Hg. v. Bundesvereinigung der kommunalen Spitzenverbände. Online verfügbar unter https://www.google.com/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=&ved=2ahUKEwiAvdyCq8D9AhUgXvEDHZFACEoQFnoECAsQAQ&url=https%3A%2F%2Fwww.dji.de%2Ffileadmin%2Fuser_upload%2Fdas_dji%2Fstellungnahmen%2F2009%2F2009-05_Empfehlungen_Kinderschutz.pdf&usq=AOvVaw2AXfjM63t75yypVlXhq59, zuletzt geprüft am 03.03.2023.

- Dreßler, Sabine (2018): Mutterschaft aus Sicht von Müttern. Dissertation. 1. Auflage (Geschlechterforschung).
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1995): Biographische Methoden in der Soziologie. In: Uwe Flick (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. 2. Aufl. Weinheim: Beltz Psychologie-Verl.-Union, S. 253–256.
- Gängler, Hans (2018): Hilfe. In: Hans-Uwe Otto, Hans Thiersch, Rainer Treptow und Holger Ziegler (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 6., überarbeitete Auflage. München: Ernst Reinhardt Verlag, S. 622–631.
- Gedik, Kira; Wolff, Reinhart (Hg.) (2018): Kinderschutz im Dialog. Grundverständnis und Kernprozesse kommunaler Kinderschutzarbeit. Erlangen; Verlag Barbara Budrich. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Groenemeyer, Axel (2012): Soziologie sozialer Probleme – Fragestellungen, Konzepte und theoretische Perspektiven. In: Günter Albrecht und Axel Groenemeyer (Hg.): Handbuch soziale Probleme. Wiesbaden: Springer VS, S. 17–116.
- Hager, Johanna (2022): Über die Begegnung des Doppelten Kindeswohls von minderjährigen Müttern und deren Kindern in Mutter/Vater-Kind-Wohngruppen. Eine biographische Fallrekonstruktion. Alice Salomon Hochschule Berlin. Unveröffentlichte Masterarbeit.
- Hollweg, Carolyn (2021): Hilfeplanung dolmetschen, vermitteln, übersetzen. Dissertation. 1. Auflage.
- Jugendamt der Stadt Dormagen (Hg.) (2011): Dormagener Qualitätskatalog der Kinder- und Jugendhilfe. Ein Modell kooperativer Qualitätsentwicklung. Unter Mitarbeit von Reinhart Wolff. Dormagen. Opladen, Farmington Hills, MI: Verlag Barbara Budrich.
- Jurczyk, Karin (2014): Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie. In: Karin Jurczyk, Andreas Lange und Barbara Thiessen (Hg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 50–70.
- Jurczyk, Karin; Lange, Andreas; Thiessen, Barbara (Hg.) (2014): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Kinderschutz-Zentrum Berlin (2009): Kindeswohlgefährdung – Erkennen und Helfen. 10., überarb. und erw. Aufl., (420. – 470. Tsd.). Berlin: Kinderschutz-Zentrum Berlin e.V.
- Krüger-Kirn, Helga; Wolf, Laura (Hg.) (2018): Mutterschaft zwischen Konstruktion und Erfahrung. Aktuelle Studien und Standpunkte. Verlag Barbara Budrich. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Langfeld, Andreas (2019): Elternschaft in jungen Familien zwischen Lebenswelt und Institution. Dissertation (Klinkhardt Forschung).

- Langfeld, Andreas (2021): Erschöpfte Elternschaft – Erziehung im Kontext individualisierter sozialer Problemlagen und institutioneller Abhängigkeitsstrukturen. In: Lea Puchert (Hg.): Bildung, Familie, (sozial-)pädagogische Institutionen. Studien zur qualitativen Bildungs- und Biographieforschung. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 63–82.
- Lob-Hüdepohl, Andreas (2021): Autonomie. In: Ralph Christian Amthor, Brigitta U. Goldberg, Peter Hansbauer, Benjamin Landes und Theresia Wintergerst (Hg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Unter Mitarbeit von Pia Theil, Dieter Kreft und Ingrid Mielenz. 9., vollständig überarbeitete und aktualisierte Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 115–117.
- Loewe, Elisabeth (2021): Passgenauigkeit von Hilfen – was passiert, wenn Menschen die Hilfe nicht verstehen. Alice Salomon Hochschule Berlin. Unveröffentlichte Masterarbeit.
- Moos, Marion (2021): Unterstützung von Eltern fremduntergebrachter Kinder. In: Josef Faltermeier, Nicole Knuth und Remi Stork (Hg.): Handbuch Eltern in den Hilfen zur Erziehung. 1. Auflage. Weinheim: Beltz, S. 382–397.
- Nikles, Bruno W./ Roll, Sigmar/ Umbach, Klaus (2022): Kinder- und Jugendschutz. Prävention, Regulierung und Intervention: eine Einführung. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Opladen, Toronto: Verlag Barbara Budrich (utb, 5950).
- Ott, Marion (2020): Widersprüche (nicht nur) des Kinderschutzes. Konfliktverhältnisse in der stationären Betreuung junger Mütter. In: Helga Kelle und Stephan Dahmen (Hg.): Ambivalenzen des Kinderschutzes. Empirische und theoretische Perspektiven. 1. Auflage. Weinheim: Beltz Verlagsgesellschaft (Kindheiten), S. 62–81.
- Ott, Marion; Hontschik, Anna (2020): Mutterschaft in konflikthaften Betreuungsverhältnissen – widerständige Praktiken und die Positionierung des Kindes. In: *ZSE Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 40 (4), S. 233–248.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/Main, New York: Campus Verlag.
- Rosenthal, Gabriele (2015): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 5., aktualisierte und ergänzte Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa (Grundlagentexte Soziologie).
- Schone, Reinhold (2016): Hilfe und Kontrolle. In: Wolfgang Schröer, Norbert Struck und Mechthild Wolff (Hg.): Handbuch Kinder- und Jugendhilfe. 2., überarbeitete Auflage 2016. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 1108–1124.
- Thiersch, Hans (1995): Lebenswelt und Moral. Beiträge zur moralischen Orientierung Sozialer Arbeit. Weinheim, München: Juventa-Verl. (Edition soziale Arbeit).

- Thiersch, Hans (2020): *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – revisited. Grundlagen und Perspektiven*. 1. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa (Edition soziale Arbeit).
- Winkelmann, Petra (2014): §19 SGB VIII: Gemeinsame Wohnformen für Mütter/Väter und Kinder. In: Michael Macsenaere, Klaus Esser, Eckhart Knab und Stephan Hiller (Hg.): *Handbuch der Hilfen zur Erziehung*. 1. Aufl. s.l.: Lambertus, S. 71–78.
- Winkler, Michael (1988): *Eine Theorie der Sozialpädagogik. Über Erziehung als Rekonstruktion der Subjektivität*. Stuttgart: Klett-Cotta (Konzepte der Humanwissenschaften Theorie).
- Winkler, Michael (2021): *Eine Theorie der Sozialpädagogik*. 1. Auflage, Neuauflage mit einem neuen Nachwort. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Winter, Merve; Storck, Timo; Müller-Hermann, Anna (2018): Mutterschaft in zeitgenössischen TV-Serien am Beispiel der Serie *Homeland*. In: Helga Krüger-Kirn und Laura Wolf (Hg.): *Mutterschaft zwischen Konstruktion und Erfahrung. Aktuelle Studien und Standpunkte*. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 105–118.
- Wolff, Reinhart; Ackermann, Timo; Biesel, Kay; Brandhorst, Felix; Heinitz, Stefan; Patschke, Mareike (2013): *Praxisleitfaden. Dialogische Qualitätsentwicklung im kommunalen Kinderschutz*. Hg. v. Nationales Zentrum Frühe Hilfen (NZFH) in der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) (Beiträge zur Qualitätsentwicklung im Kindeschutz).
- Zillig, Ute (2016): *Komplex traumatisierte Mütter*. Dissertation (Rekonstruktive Forschung in der sozialen Arbeit, Band 18).